Joseph im Schnee.

Eine Erzählung

von

Berthold Auerbach.

Stuttgart.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1860.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Hier ruht ein Kind, das sich im Wald verirrte,
Wir fanden's nicht, doch fand's der treue Hirte,
Und hat, derweil wir schliefen in der Nacht,
Es in des ew'gen Vaters Haus gebracht.

So steht auf einem kleinen Kreuz im Kirchhofe des Walddorfes. Fast hätte sich die wehmüthige Grabschrift wiederholt, aber ein gütiges Geschick bewahrte den Joseph. Er hat nur den Namen behalten „Joseph im Schnee," und sein Irrweg wurde der Wegweiser aus vielem Elend zu vielem Glück.

Erstes Kapitel.

Ist noch nicht Tag?

„Mutter, ist noch nicht Tag?“ fragte das Kind, sich im Bett aufrichtend.

„Nein, noch lang nicht. Was hast du? — Sei ruhig und schlaf'.“

Das Kind war eine Weile still, dann fragte es wieder mit halber Stimme: „Mutter, ist noch nicht Tag?“

„Was ist denn das, Joseph? Sei doch ruhig. Laß mich schlafen, und schlaf' auch. Bet' noch einmal, dann wird der Schlaf kommen.“

Die Mutter sagte dem Kinde nochmals das Nachtgebet vor, und betete leise mit, dann schloß sie: „Gut Nacht jetzt.“

Das Kind war geraume Zeit still. Als aber die Mutter sich in ihrem Bett umwendete, rief es leise: „Mutter!“

Keine Antwort.

„Mutter! Mutter! Mutter!"

„Was gibts? was willst du denn?"

„Mutter, ist jetzt noch nicht Tag?"

„Du bist ein böser Bub, ein ganz böser. Kannst du mir denn nicht die Nachtruh' lassen? Ich bin müd genug, bin heut dreimal im Wald gewesen. Wenn du mich jetzt noch einmal weckst, wird dir das Christkindle morgen Abend nichts einlegen, als eine Ruthe. Ich geh' zulieb noch einmal in den Wald und hol' dir eine. Gut Nacht! Schlaf wohl. Horch, der Wächter ruft erst Zwölf Uhr an."

Der Knabe seufzte noch einmal tief, sagte: „Gut Nacht bis morgen," und wickelte sich ganz in die Kissen.

Es war eine kleine dunkle Kammer, gerade unter dem Strohdach, wo dieses Gespräch geführt wurde. Die Scheiben an dem kleinen Fensterchen waren gefroren, das helle Mondlicht draußen konnte nicht durchdringen. Die Mutter stand auf und beugte sich über das Kind. Es schlief ruhig und fest. Die Mutter aber konnte nicht mehr schlafen, so schnell sie auch wieder in's Bett gehuscht war und die Augen schloß, denn fast laut sprach sie: „Und wenn er mich

noch heimholt, und ich glaub's, trotz alledem, daß das noch wird, er kann nicht anders, er muß . . . . . Und wenn er mich heimholt, was hat er versäumt an mir und an unserm Kind? Die Jahre kommen nicht wieder, man hat sie nur Einmal im Leben. O wenn man noch einmal von vorn anfangen dürfte, wenn man noch einmal aufwachen dürfte und es ist nicht wahr, daß man so schwer . . . . Wenn man einmal gefehlt hat, muß man sein Lebenlang dran tragen. Es nimmt's einem Keins ab. Ist es denn wahr, daß ich einmal so lustig gewesen, wie die Leut sagen? Was ist denn das, daß das Kind dreimal gerufen hat: ist noch nicht Tag? Was soll aus dem Tag werden? — O Adam! O Adam! Du weißt nicht, was ich durchmachen muß; wüßtest du's, du könntest jetzt auch nicht schlafen . . . . ."

Der Bach, der hinter dem Hause floß, war zugefroren, aber in der Nacht hörte man das Gurgeln des Wassers unter der Eisdecke.

Die Gedanken der Schlaflosen folgten dem Laufe des Baches, stromauf weit hinaus, und wie der Bach, nachdem er durch unwegsame Thäler und tiefe Schluchten geflossen, bei der Heidenmühle aufgehalten wird und grollend über's Rad stürzt und schäumt

und wirbelt, so schäumten und wirbelten auch die Gedanken der Wachenden in der Nacht. Da in der Mühle da wohnt ja die Entsetzliche, auf die die Eltern Adams ihr Auge gerichtet haben. Des Heidenmüllers Toni hat für ein besonders braves und gutherziges Mädchen gegolten und zeigt sich jetzt so grundschlecht .... Was willst du von des Heidenmüllers Toni? Die ist dir nichts schuldig. Aber er? aber Adam? Die Hände der Schlaflosen ballten sich, sie fühlte einen Stich durch's Herz und sie knirschte vor sich hin: „Wenn er untreu werden könnte! Nein, er kann's nicht, aber wenn er's könnte, ich leid's nicht, ich trete in die Kirche mit meinem Joseph, nein, das nicht, ich nehme ihn nicht mit, ich allein, ich schreie: ich leid's nicht, und dann will ich sehen, ob ein Pfarrer sie zusammengibt."

Der Bach fließt wieder still durch ein Wiesenthal; bald da bald dort am Uferrand steht ein Laubholzbaum, aber hüben und drüben an den Bergen dichte hochstämmige Tannenwälder; über Felsen stürzt der Bach wieder in unwegsame Schluchten; jetzt geht's schnell. Da ist ein Markstein. „Jetzt sind wir daheim" — hat da einmal der Adam gesagt, und es ist doch noch eine gute Stunde bis zum Röttmannshof,

da ist ja schon der Otterswanger Wald, der dazu gehört, und es ist ein stilles Plätzchen am Bach — die Schlaflose fährt sich mit der kalten Hand über die heißen Wangen, dort bei der breiten Buche, dort hat sie Adam zum Erstenmale geküßt. Kein Mensch auf der Welt glaubt's, und sie selber hätte es auch nicht geglaubt, daß er so herzlich und gut und so gesprächsam und so lind und so lustig sein kann. Es war ein schöner Sommertag, gestern hat's fürchterlich gewittert, das war ein Sturm und Blitz und Donner, daß man hätte glauben mögen, es bleibt kein Baum mehr aufrecht stehen im Wald. Ja so ist's hier oben, so draußen im Wald und so drin im Hause; da ist auch oft ein Gelärm und Schelten und Poltern, daß man glaubt, Alles wird einander ermorden, und am andern Tag ist Alles nicht da gewesen. Ein schöner Sommertag war's damals, in allen Rinnsen fließen Bäche und thun laut und eilen, wie wenn sie wüßten, daß sie nur einen Tag zu leben hätten, und morgen ist wieder nichts da. Die Vögel singen und die Wäscherin am Bach kann auch nicht anders, sie muß auch singen, und warum soll sie nicht? Sie ist ja noch jung und ohne Sorgen? Sie kann viel Lieder, sie hat sie von

ihrem Vater gelernt, der vor Zeiten der lustigste und gesangreichste war. Es kommen Männer den Bach herunter, es ist jetzt wieder Wasser genug zum Flößen, und schau, wie geschickt! Da kommt Adam, der Haussohn, auf einem einzigen Stamm, der Stamm dreht sich immer ringsum, aber der Adam ist geschickt, er hält sich fest und aufrecht, und wie er bei der Wäscherin ist, läßt er den Stamm allein schwimmen, stemmt die Ruderstange in den Bach, hebt sich daran in die Höhe und springt mit einem kecken Satz an's Ufer. Die Wäscherin lacht, wie sie den riesigen jungen Mann mit den hohen Wasserstiefeln in der Luft baumeln sieht; und sie erschrickt in's Herz hinein, wie er plötzlich vor ihr steht.

„Ich hab' dir's schon lang sagen wollen, ich dank' dir“ — sagt Adam.

„Warum? Wofür?“

„Daß du es bei meiner Mutter aushältst.“

„Ich diene, bekomme meinen Lohn und muß auch was dafür aushalten, und deine Mutter hat's hart genug, sie ist bös auf unsern Herrgott, weil dein Bruder beim Holzschlagen umgekommen ist; sie ist mit Gott und der Welt bös und hat's selber am bösesten dabei.“

Adam schaut sie mit großen Augen an, „du bist . . . du wärst . . .“ stottert er, „ja du!“ Es zuckt in seinen Mienen, er hält die Hakenstange hoch, und plötzlich schreit er: „Wollt ihr euch da hinlegen? Fort von da!“

Er springt in den Bach, daß das Wasser hoch aufspritzt und stößt die Stämme, die sich bei einer Biegung des Ufers auf einander gelegt hatten, mit gewaltiger Kraft in die Strömung.

Martina sieht ihm staunend nach. Was geht mit dem Adam vor? Er verschwindet, man hört ihn weiter unten noch mit den anderen Flößern schreien, dann ist alles still.

Wochenlang redet Adam mit Martina kein Wort, er grüßt sie kaum. Aber im Herbste — die Kühe weiden auf der Wiese und auch der Stier. Martina geht an der Wiese vorüber, den Berg hinab — es ist kein Brunnen am Hause auf der Hochebene, man muß das Trinkwasser halbwegs des Berges holen — da sieht Martina, wie der Stier plötzlich den Kopf hoch hebt und zu rennen beginnt. Es ist schön, wie das schwerfällige Thier so leicht daher tänzelt, aber der Hirtenjunge ruft: „Rette dich, Martina! Der Stier nimmt dich auf.“

Martina thut einen gellenden Schrei, rennt mit zurückgewandtem Gesichte davon und stürzt nieder. Schon hört sie das Schnauben des Stieres sich nahe, aber jetzt brüllt er mächtig am Boden. Adam ist herbei geeilt, er faßt den Stier an den Hörnern und drückt ihm den Kopf nieder, bis die Knechte herbeikommen und ihn bändigen helfen.

Martina ist gerettet und Adam sagt nur: „Ein andermal, wenn du an der Wiese vorbeigehst, setz' dein rothes Kopftuch nicht auf."

Adam ist voll Blut, und Martina fragt: „Um Gottes willen! Hat dir der Stier was gethan?"

„Mach' keinen Lärm, es ist gar nichts; der Stier blutet aus dem Maul, und da hat er mich vollgespritzt. Geh' du jetzt und hol' Wasser." Er wandte sich und ging nach dem Weiher, um sich rein zu waschen.

Erst drunten am Brunnen wurde Martina ihres Schrecks recht inne; sie erkannte, in welcher Gefahr sie gewesen und wie Adam sie gerettet hatte. Sie weinte, und in diese Thränen floß auch Bewunderung und herzinniger Dank für den starken, guten Menschen. Am Mittag hört sie, wie die Mutter zu Adam sagt: „Du bist der einfältigste, nichtsnutzigste

Gesell von der Welt; gehst in Todesgefahr, um eine dumme Magd zu retten.“

„Will's nicht mehr thun,“ erwiderte Adam.

„Glaub's,“ sagte der Vater schmunzelnd, „das thust du nicht zum zweitenmal, daß du einen Stier an den Hörnern fest hältst und bleibst am Leben. Nur schade, daß das Niemand gesehen hat. Das ist ein Stück, von dem die ganze Gegend reden müßte.“

Adam grüßte von da an Martina freundlich, redete aber kein übriges Wort mit ihr. Er schien sich daran zu genügen, daß sie ihm zu einem rechten Röttmannsstück verholfen hatte.

Wieder wusch Martina am Bach, da stand Adam vor ihr.

„Bist wohl auf?“ fragt er.

„Nein, mir liegt noch der Schreck in den Gliedern, aber dir werde ich mein Leben danken, so lang ich —“

„Davon will ich nichts hören. Der Stier ist eigentlich nicht bös. Es ist kein Thier bös, kein Roß und kein Stier, wenn man's nicht durch Hetzen und Stupfen und dummes Aufscheuchen von jung auf bös macht. Dann sind sie's freilich. Jetzt aber,

ja, ja wohl ... Nicht wahr, du weißt Alles und du ... du hast mich auch so grad wie ich dich?"

Er konnte nicht viel reden, aber im Blick seines Auges lag eine gebannte, tiefmächtige Zärtlichkeit, wie er Martina anschaute und seine Hand auf ihre Schulter legte. Und damals hat er den ersten Kuß gegeben, und es hätte kein Mensch geglaubt, daß der Adam so sanft und so gut sein kann; aber weh hat's doch gethan, wie er sie um den Hals nimmt, er hat eben nicht gewußt, daß das stark zugefaßt ist, und er lacht, wie ihm Martina das sagt, und er bittet: „Lehr' mich's, wie man Einen sanfter um den Hals nimmt. Stell' dich da auf den Baumstumpf. So!"

Und da sie ihn umfaßt, trägt er sie herum wie ein kleines Kind, und sie ist doch auch stark und groß. Sie stehen wieder neben einander unter der Buche, und Martina schaut auf durch die Blätter, worauf die schrägen Sonnenstrahlen fallen.

„Schau', wie schön der Baum!" sagt sie.

„Der ist nichts nutz," erwidert Adam, „der hat lauter Wald (Gezweige) und fast keinen Stamm."

„Ich mein's ja nicht so. Schau' nur, wie grüngoldig er jetzt glitzert und glänzt."

„Hast recht, das ist schön,“ sagt Adam, und sein Auge ist so mild, und auf seinem derben hochrothen Angesichte spielen zitternde Sonnenstrahlen. Zum Erstenmal schien ihm aufzugehen, daß ein Baum noch anders anzusehen ist, als um seinen Holzwerth zu schätzen.

Und so oft Martina an den Aufblick durch die Buche dachte, da war's, als ob jener Sonnenstrahl ewig leuchtete und nie verlöschen könne.

Wie zu einer Betheuerung die Hand Martina's fassend, sagte Adam: „Den Baum laß ich stehen, der darf nicht geschlagen werden. Baum, komm' zur Hochzeit! Oder nein, bleib' nur stehen, du sollst lustige Musik hören, wenn's zur Hochzeit geht. Martina, schenk' mir was. Hast du nichts, was du mir schenken kannst?“

„Ich bin arm und hab' nichts.“

„Ich sehe was, das ich haben möchte. Schenkst du mir's?“

„Ja — was es ist, was du willst.“

„Schau', da auf deiner Brust, da ist dein Name eingesetzt; reiß' das Stück aus und gib mir's.“

„Das Herz aus dem Leib reiße ich mir aus und gebe dir's.“

Sie wandte sich ab, riß aus dem Hemde das Stück, wo ihr Name eingesetzt war, und gab's ihm.

„Ich geb' dir nichts," sagte er, „sieh' dich um, so weit du siehst, Alles ist dein."

Bei diesem Anruf, wie reich Adam war und wie arm Martina, wollte Trauer über sie kommen, aber Adam hielt ihre Hand, und da hatte nichts eine Macht als er allein.

Es war eine übermächtige, wilde, Alles vergessende Liebe, die die Beiden erfaßt hatte, und bald kam Trauer und Elend.

Adam war zum Erstenmal in seinem Leben mit einem Floß rheinabwärts bis nach Holland geschickt worden, und in der Zeit seiner Abwesenheit wurde Martina mit Schimpf und Schande aus dem Hause verstoßen . . .

Das waren die Bilder der Vergangenheit, glückselige und jammervolle, sie zogen jetzt wieder einmal vor Martina in der Dachkammer vorüber . . . .

Sie deckte sich die Augen mit dem Kissen zu. Die Hähne krähten jetzt im Dorfe, da die Mitternacht sich gewendet hatte.

„Das ist des Häspele's Hahn, der so kräht; der Häspele hat sich ja die neumodischen Hühner

angeschafft. Wie grob und breit kräht der hochbeinige Hahn; da klingt's bei den Einheimischen viel lustiger. Der Häspele ist doch ein guter Mensch und gegen das Kind ist er so seelensgut; der hat's gut gemeint, wie er einmal gesagt hat: Martina, in meinen Augen bist du eine Wittfrau, und eine brave Wittfrau. — Ja, aber lieber Gott, mein Mann lebt noch. — Du dauerst mich, aber ich kann nicht. Nein, nein, kein Gedanke ....

Ohne Ruhe zu finden, harrte Martina den Tag heran. Oft schien sich der Schlaf ihrer erbarmen zu wollen, aber kaum hatte sie die Augen geschlossen, als sie wieder aufschrak; sie glaubte die Stimme der wilden Röttmännin zu hören, ihr scharfes höhnendes Gesicht zu sehen, und leise sagte Martina vor sich hin: „Ist noch nicht Tag?"

Zweites Kapitel.

Ein Zwiegesang wird unterbrochen und wieder aufgenommen.

Um dieselbe Stunde, als das Kind in der Dachkammer erwachte und so unruhig blieb, brannten neben der Lampe noch zwei Lichter in der Wohnstube des Pfarrhauses, und drei Menschen saßen wohlgemuth um den runden Tisch; es war der Pfarrer, die Pfarrerin und deren Bruder, ein junger Landwirth. Es war behaglich warm in der Stube; in den Pausen des Gesprächs hörte man bald einen Bratapfel auf dem Ofensims zischen, bald sprach der Kessel in der Ofenröhre auch ein Wort darein, als wollte er sagen, es ist noch Stoff genug da zu gutem Grog. Der Pfarrer, der sonst nicht rauchte, besaß die Geschicklichkeit, daß er, wenn ein Gast kam, auch zu rauchen verstand; dabei vergaß er aber doch seine Dose nicht, und so oft er eine Prise nahm, bot er auch dem Schwager eine an, der

dann regelmäßig dankte. Der Pfarrer betrachtete mit offenbarem Wohlgefallen seinen Schwager und die Pfarrerin sah auch bisweilen von ihrer Stickerei — es ist ein Geschenk für morgige Weihnachten — mit strahlenden Augen in das Angesicht ihres Bruders.

„Das hast du brav gemacht," wiederholte der Pfarrer, und sein feines längliches Gesicht mit den feinen schmalen Lippen, den wasserblauen Augen und der hohen gewölbten Stirne gewann einen noch stärkeren Ausdruck innigen Wohlwollens, als sonst immer darauf ausgebreitet lag. „Das hast du brav gemacht, daß du die Feiertage für uns Urlaub genommen hast, aber," setzte er lächelnd hinzu und schaute nach der Flinte, die in der Ecke lehnte, „dein Jagdgewehr wird dir hier nicht viel einbringen, wenn du nicht vielleicht das Glück hast, den Wolf zu treffen, der hier in der Gegend umgehen soll."

„Ich bin nicht bloß zum Besuch und nicht bloß zur Jagd gekommen," entgegnete der junge Landwirth mit wohltönender tief ansprechender Stimme, „ich soll Ihnen, lieber Schwager, auch die Bitte an's Herz legen, daß Sie Ihre Bewerbung um die Stelle im Odenwald zurücknehmen und warten mögen, bis eine Stelle in der Nähe der Hauptstadt oder in der

Hauptstadt selbst offen wird. Der Onkel Zettler, der jetzt Consistorialpräsident wird, hat versprochen, Ihnen die erste offene Stelle zu geben."

„Ist nicht möglich. Es wäre mir erwünscht, für Lina und für mich, den Eltern nahe zu sein, und ich habe auch oft einen wahren Durst nach guter Musik; aber ich tauge nicht in die neue Orthodoxie und in das Aufpassen, ob man auch streng kirchlich predige. Und da ist unter meinen Amtsbrüdern ein ewiges Gesorge für das Seelenheil der Pfarrkinder, ein gegenseitiges Recepte=Geben, das viel von Prahlerei hat. Es ist damit, wie mit der Erziehung; je weniger von Erziehung Eltern anwenden, um so mehr wissen sie sehr gescheit davon zu sprechen. Seid brav und ihr erzieht ohne viel Kunst und ohne beständige Angst und Fürsorge eure eignen Kinder und eure Pfarrkinder. Ich weiß, ich stehe auf dem Boden der reinen Lehre, so weit meine Kraft reicht, und überhaupt bin ich eigentlich ein Gegner aller Versetzungen. Man muß mit den Menschen alt werden, auf die man wirken soll. In einer guten Staatseinrichtung sollte man auf der Stelle bleibend in Gehaltserhöhung vorrücken. Ich habe mich um die Stelle im Odenwald nur gemeldet, weil ich fühle,

daß ich für die Strapazen hier anfange alt zu werden und auch weil ich einer Rohheit nicht wehren kann, die mir das Herz empört. Doch, laß uns jetzt singen."

Er stand auf, setzte sich an das Klavier und begann das Vorspiel seiner Lieblingsmelodie, und die Pfarrerin und der junge Landwirth sangen mit wohlgeübten Stimmen das Duett aus Titus:

Laß Glück, laß Schmerz uns theilen.

Es war wie ein Sichfassen treuer Hände, ein glückseliges Umschlingen, indem die beiden Stimmen zusammentönten in der warmherzigen Melodie.

Schon während des Singens war es mehrmals, als ob man Peitschenknallen vor dem Hause hörte; man achtete nicht darauf und redete sich auch wiederum ein, daß es Täuschung sein müsse. Jetzt, da der Gesang geendet hatte, hörte man rasches und lautes Peitschenknallen; die Pfarrerin öffnete das Fenster und fragte in die Nacht hinaus: „Ist Jemand da?"

„Ja freilich," antwortete eine grobe Stimme.

Die Pfarrerin schloß schnell das Fenster, denn ein eisiger Luftstrom drang herein und die Wangen der Sängerin glühten. Der junge Landwirth wollte nachschauen, wer es sei; aber die sorgliche Pfarrerin

hielt ihn zurück, weil er auch erhitzt sei. Sie schickte die Magd hinab und beklagte unterdeß, daß vielleicht ihr Mann noch heute in solcher Nacht auf den Weg müsse.

Die Magd kam bald wieder und berichtete, es sei ein Fuhrwerk da von der wilden Röttmännin, der Herr Pfarrer solle sogleich zu ihr kommen.

„Ist der Adam da oder ein Knecht?“ fragte der Pfarrer.

„Ein Knecht.“

„Er soll herauf kommen und einstweilen etwas Warmes zu sich nehmen, bis ich fertig bin.“

Die Pfarrerin bat und beschwor ihren Mann, sich doch heute nicht mehr dem bösen Drachen zu lieb in Lebensgefahr zu begeben, es sei ja schon bei Tag in solcher Jahreszeit lebensgefährlich, den weiten Weg nach Röttmannshof zu fahren, wie viel mehr bei Nacht.

„Muß ein Arzt zu einem Kranken und darf nicht nach Wind und Wetter fragen, wie viel mehr ich,“ erwiderte der Pfarrer.

Der Knecht kam in die Stube, der Pfarrer gab ihm ein Glas Grog und fragte: „Steht's so schlimm mit der Röttmännin?“

„Ho! So schlimm just nicht. Sie kann noch weidlich schimpfen und fluchen.“

Nun beschwor die Pfarrerin ihren Mann abermals, doch zu warten bis es Tag sei; sie wolle es vor Gott verantworten, wenn die wilde Röttmännin ohne geistlichen Beistand aus der Welt gehe. Die Pfarrerin schien aber doch schon zu wissen, daß ihre Einreden nichts helfen, denn während sie so dringend abmahnte, schüttete sie etwas Kirschengeist in ein strohumflochtenes Fläschchen, holte den großen Schafpelz herbei und steckte das Fläschchen in die Tasche.

Der junge Landwirth wollte den Schwager begleiten, aber dieser lehnte es ab: „Bleib' du zu Hause und geht bald zu Bett,“ sagte er unter der Thür. „Geht nicht mit, ihr werdet sonst heiser, und ihr sollt mir während der Feiertage noch viel mit einander vorsingen. Die schöne Mozart'sche Melodie wird mich auf dem Weg begleiten.“

Bruder und Schwester gingen dennoch mit einander bis vor das Haus, wo der Pfarrer einstieg; die Pfarrerin wickelte ihm noch die Füße in eine große wollene Decke und sagte während dessen zu dem Knechte: „Warum habt ihr einen Schlitten genommen und nicht einen Wagen?“

„Wir haben bei uns oben viel Schnee.“

„Ja, so seid ihr da oben; ihr denkt nie, wie es anderswo ist und ob man sich die Glieder zerbricht auf dem gefrornen Boden. Fahr' nur langsam bis auf Harzeneck. Gebt recht Acht. Otto, steig' auf der Otterswanger Höhe lieber aus. Nein, bleib' sitzen, du erkältest dich sonst. Behüt' Euch Gott!“

„Gut' Nacht!“ rief noch der Pfarrer; es klang dumpf aus der Vermummung heraus; die Pferde zogen an, der Schlitten ging davon und man hörte ihn noch weit hinaus durch das Dorf poltern und kollern. Bruder und Schwester gingen in's Haus zurück.

„Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir's thut, wieder deinen Mann zu sehen und zu hören,“ sagte der junge Mann zur Pfarrerin in der Stube, „ich meine, je älter er wird, um so deutlicher wird seine reine schöne Natur, oder ist es nur an mir, daß ich ihn immer deutlicher sehe?“

Die Pfarrerin nickte und sagte: „Ja, du hast meinen Mann gewiß von Herzen lieb, aber du kannst dir doch nicht denken, was für eine reine Seele, was für ein heiliges Herz er ist. Mögen die Leute sagen, daß er nicht kirchlich genug; er ist selber eine

Kirche. Man wird fromm durch ihn; er braucht weiter gar nichts zu thun, als da zu sein, sein gutes Wesen walten zu lassen; seine Sanftmuth, seine unverwüstliche Liebe und Gerechtigkeit, das macht, daß alle Menschen, wenn sie ihn nur sehen, gut und fromm werden; und so ist's auch in seinen Predigten, da ist jedes Wort Seele, lauter Kern. Eigentlich hat er's gut, die Gemeinheit und die Rohheit begegnet ihm nicht. Der Maler Schwarzmann von hier, der einmal acht Tage bei uns gewesen ist und gesehen hat, wie die vierschrötigen Bauern gegen ihn sind, hat ein gutes Wort von ihm gesagt: unser Pfarrer kann Jeden zwingen, daß er in seiner Gegenwart hochdeutsch denken muß. Es hat mir früher oft wehe gethan, daß ein solcher Mann auf dieser Höhe unter Bauern sein Leben verbringen soll, aber ich habe einsehen gelernt, gerade die höchste Bildung, die wieder einfach ist wie die Bibel, ist da am rechten Ort."

Es läßt sich nicht sagen, ob das Entzücken mit dem die Schwester sprach, oder das, mit dem der Bruder zuhörte, größer war, so wenig sich sagen läßt, ob für ein gutes Herz das Anschauen eines vollen Glückes oder der Besitz desselben größer ist.

Und es gibt ja ein Glück, das Niemand zu eigen gehört, sondern Allen, die es zu empfinden verstehen, und das ist die Erkenntniß eines reinen Herzens und die Liebe zu ihm.

„Ich weiß jetzt wo er ist," fuhr die Pfarrerin fort, und starrte drein, als sähe sie es vor sich; „jetzt ist er an der großen Hagebuche, und jetzt fahren sie um Harzeneck, da geht immer ein böser Wind. Wickle dich nur gut ein. Ich glaub', daß du die wilde Röttmännin noch bekehrst, ich glaub's; du kannst Alles; und ich glaub', daß du noch den Adam mit der Martina traust und dann bleiben wir doch wieder gern hier."

Der Bruder wagte es kaum, die verzückt Dreinschauende anzureden. Endlich fragte er: „Wer ist denn die wilde Röttmännin und Adam und Martina?"

„Gut, setz' dich her, ich will dir erzählen. Ich könnte ohnedieß keine Ruhe finden, bis ich weiß, daß Otto unter Dach ist."

Drittes Kapitel.

Von den wilden Röttmännern.

„Es gibt noch wilde Menschen, wahre Unholde hier oben. Von diesen wilden Röttmännern ließe sich viel berichten.“

„Erzähle!“

„Es sind große ungeschlachte Menschen, und sie thun sich was darauf zu gut, daß man auf viele Geschlechter zurück Ungeheuerlichkeiten von ihnen erzählt, und da sie reich sind, können sie noch immer derlei ausführen. Der Vater des jetzigen Röttmann, der, zu dessen Frau Otto eben gerufen wurde, soll eine so mächtige Stimme gehabt haben, daß ein Landjäger, den er anschrie, rücklings auf den Boden fiel. Sein Hauptvergnügen bestand darin, in den Wirthshäusern, wo er gegessen hatte, die zinnernen Teller zu Kugeln zusammen zu rollen. Der jetzige Röttmannsbauer soll beim Tanz immer

ein Dutzend der schweren eisernen Keile, mit denen man das Holz spaltet — sie nennen sie hier zu Lande Speidel — in den langen Rockschößen gehabt haben, damit ihm Alles ausweichen muß und er Raum genug hat zum Tanzen. Tanzen, das war auch seine größte Lust, vier und zwanzig Stunden ohne Aufhören, das war für ihn ein leichtes Spiel, und in den Pausen wurde unaufhörlich getrunken, ein Schoppen nach dem andern. Um aber zu wissen, wie viel er getrunken und zu bezahlen habe, drehte er sich jedesmal mit großer Geschicklichkeit einen Knopf von seiner rothen Weste und zuletzt von seinem Rock ab und löste sie dann am Schlusse beim Wirth wieder ein. Der Alte mit der starken Stimme verbietet ihm einmal, daß er noch am Tage bei einer Hochzeit drüben in Wengern bleibe, er solle vielmehr eine Wiese drunten im Otters-wanger Thal abmähen. Strenge Zucht unter sich haben die Röttmänner immer gehalten. Der gehor-same Sohn folgt also, tanzt die ganze Nacht wie toll; am Morgen kommt der Starkstimmige auf die Wiese und hört Musik. Was ist das? Da mäht Einer und sieht so seltsam aus? Der Starkstimmige kommt näher. Richtig, der Sohn mäht wie befohlen, hat aber eine Traget auf dem Rücken und in der Traget

einen Geiger, der ihm beständig vorgeigen muß, und so mäht er Wiese auf und Wiese ab, bis alles darnieder, und dann tanzt er mit seinem Geiger auf dem Rücken wieder hinüber bis Wengern zur Hochzeit. — Man sagt sonst im Sprüchwort: Alles kann gestohlen werden, nur kein Mühlstein und kein glühend Eisen; aber der Speidel-Röttmann hat doch einmal einen Mühlstein gestohlen, wenigstens bei Seite geschafft. Dem Heidenmüller zum Possen wälzt er einmal in einer Nacht einen Mühlstein den halben Berg hinauf. Der Speidel-Röttmann hatte zwei Söhne, Vinzenz und Adam; der ältere, Vinzenz, war weniger stark, aber tückisch wie ein Luchs, das hatte er von seiner Mutter, denn bösartig sind die Röttmänner nicht, nur ungeberdig wild. Vinzenz soll die Holzhauer geplagt haben wie ein wahrer Sklavenhalter. Eines Tages wurde er von einem Baum erschlagen. Man sagt, und der frühere Pfarrer behauptete es fest, die Holzhauer hätten das mit Absicht gethan. Seit jener Zeit ist die Röttmännin, die ohnedieß nicht sehr liebevoller Natur war, zu einem völligen Drachen geworden, der gern die ganze Welt vergiftete. Sie ist die Einzige, die meinen Mann grimmig haßt, denn sie will, daß er jeden Sterbenden

zu dem er gerufen wird, frage, ob er nichts zu beichten habe vom Tode ihres Vinzenz. Der Baum, von dem Vinzenz erschlagen wurde, lag lange unberührt im Walde, da befahl die Röttmännin eines Tages, daß man ihn abzweige. Sie war unversehens bei den Holzhauern, um sie zu beobachten und zu behorchen. Sie muß nichts Sicheres gefunden haben. Der Speidel-Röttmann wollte den Stamm, der einer der schönsten sogenannten Holländerbäume war, mit dem Floß rheinabwärts schicken; er sagte: Baum ist Baum und Geld ist Geld; warum soll der Baum unnütz verderben, weil er den Vinzenz erschlagen? Die Röttmännin aber war anders gesinnt. Sie ließ aus dem Reisig einen großen Haufen machen und verbrannte darin die Kleider des Erschlagenen. So müssen die in der Hölle verbrennen, die meinen Vinzenz umgebracht haben, schrie sie immer dabei. Sechs Pferde und zehn Ochsen wurden angespannt, um den Stamm nach dem Hof zu führen. Es ging nur eine kurze Strecke, denn die Wege sind nicht dazu, um einen so großen Stamm bergauf zu bringen. Er wurde dreifach zersägt, und nun liegen die Klötze eben im Hof an der Thüre. Die Röttmännin sagt immer, der Baum wartet, bis man Galgen und

Scheiterhaufen daraus macht, um die Mörder meines Vinzenz zu hängen und zu verbrennen. Oft sitzt sie am Fenster und spricht auf die Klötze, wie wenn sie ihnen was sagen müßte, und sie lacht jedesmal glückselig, wenn ein Fremder darüber stolpert. Sie ließ auch, wie sonst nur bei den Katholischen in unserer Nachbarschaft der Brauch ist, dem Erschlagenen einen Bildstock errichten, drunten am Fußwege, der am Abhange des Hohltobel nach der Heidenmühle führt. Dort, tiefer im Walde, ist der Vinzenz erschlagen worden.

Den einzigen Sohn, der ihr geblieben ist, den Adam, behandelt die Röttmännin härter als ein Stiefkind; man sagt, sie schlage ihn noch wie einen kleinen Jungen, und er lasse sich alles gefallen, und doch hat er sich schon als ächter Röttmann bewiesen und sich einen stolzen Beinamen erworben, denn er heißt in der ganzen Gegend: der Gaul. Er läßt einmal eben ein Pferd beschlagen wie der Schmied von einem Breisgauer Bauern ein Pferd eintauschen will. Das Pferd ist an einen großen zweiräderigen Karren gespannt, der mit Erbsen beladen ist. Der Breisgauer sagt: solch ein Pferd gibt's gar nicht mehr auf der Welt; das zieht, was drei Pferde ziehen.

„Hoho!" schreit der Adam Röttmann, der daneben steht, und das mit der gröbsten Stimme, daß der Breisgauer schier über den Haufen fällt und sich noch glücklich an seinem Pferde anlehnt.

„Hoho! Ich wette, daß ich den Wagen mitsammt den Erbsen in drei Trageten bis zu der Krone hinuntertrage. Ist der Handel richtig, wenn ich das fertig bringe?"

„Es gilt," sagt der Breisgauer.

Das Pferd wird abgespannt. Adam füllt die Erbsen in einen großen Bettüberzug und trägt sie richtig nach der Krone; dann nimmt er das Wagengestell und trägt es ebenso, und zuletzt nimmt er die zwei großen Räder eines hüben und eines drüben auf die Schulter und geht damit nach der Krone. Wer ist stärker? Dein Gaul oder ich? fragt er den Breisgauer, und davon hat er den Namen Gaul.

Die Art, wie der Speidel-Röttmann die Heldenthat seines Sohnes bekannt machte, zeigt ganz sein ruhmgieriges Wesen, denn eigentlich ist er kein böser Mann, nur ein Großthuer ersten Ranges. Am Tage nach der Gaulsthat Adams war Jahrmarkt in der Stadt, der Schmied von hier trifft den Speidel-Röttmann im Wirthshaus und erzählt ihm

was vorgegangen. Da sagt der Speidel-Röttmann: erzähl' mir's nicht hier. Ich zahle dir eine Flasche vom Besten, wenn du da auf die Straße hinunter gehst und mir die ganze Geschichte zum Fenster heraufrufst. Und so geschah es auch. Der Speidel-Röttmann lag breit unterm Fenster und Alles hörte staunend zu, wie der Schmied die Geschichte ausrief. Der Speidel-Röttmann hat eigentlich seine besondere Freude an seinem Sohn, dem Gaul, aber er darf das vor seiner Frau nicht merken lassen, besonders seit sieben Jahren nicht.

Dort überm Bachsteg, wir sehen das Häuschen von unserm Fenster, dort wohnt ein Schilder-Drechsler, der Schilder-David genannt. Er ist ein Ehrenmann, er ist einer der Aermsten im Dorfe, aber er würde eher verhungern, ehe er jemals etwas geschenkt nähme. Dabei ist er ein Schriftgrübler. Bei ihm ist am längsten Licht im Dorfe und das will für einen armen Mann viel heißen. Er hat eine Bibel, die er schon sechzehnmal vom ersten bis zum letzten Buchstaben, altes und neues Testament, durchgelesen hat; ich habe die Bibel einmal gesehen, die Blätter sehen eigenthümlich zerarbeitet aus, denn der David liest immer mit den vier Fingern. Auf

dem ersten Blatt der Bibel steht immer der Tag verzeichnet, wann er sie neu begonnen und wann er sie zu Ende gelesen hat. Die längste Zeit ist etwas über zwei Jahre, dreimal hat er sie sogar in weniger als einem Jahre durchgelesen, das war als seine drei Töchter auswanderten, dann, als er eine kranke Hand hatte, daß man glaubte, er würde sie verlieren, und zuletzt das Jahr, in dem ihm sein Enkel, der kleine Joseph, geboren wurde. In seiner Jugend soll er einer der Lustigsten gewesen sein, er kennt alle Lieder und hat sich einmal ein ganzes Klafter Holz ersungen. Er kommt einmal zum Vater des Speidel-Röttmann und will Holz kaufen. Der alte Röttmann ist eben in guter Laune und sagt: David, für jedes Lied, das du mir singst, kriegst du ein Scheit Holz und ich fahre dir's vor's Haus, und richtig! der David singt so viel Lieder, daß er sich ein ganzes Klafter Holz ersang. Davon heißt er auch der Klafter-David. Er hört das aber nicht mehr gern.

Die Frau des Schilder-David ist eine von jenen Naturen, die ihr Lebenlang eigentlich halb schlafen, sie gehen umher, thun ihre Arbeit ordnungsmäßig, aber man hört kein übriges Wort von ihnen, nicht

in Freud, nicht in Leid. Wir haben auffallend viele solcher Menschen hier. Dazu ist die Frau des Schilder-David seit einigen Jahren fast stocktaub. Sie hatten fünf Töchter, lauter große, stattliche Gestalten, und schon als sie noch klein waren, aber stramm und kräftig, sagte der Schilder-David immer: die sind für auf's Wasser, das heißt, für die Auswanderung nach Amerika; und in der That, vier von seinen Töchtern sind nach Amerika, zwei mit ihren Männern und zwei ledig, die sich jetzt auch drüben verheirathet haben; eine ist vor Kurzem gestorben, aber den andern geht es gut, und doch kann der Schilder-David die Sehnsucht nach seinen Kindern nicht verwinden und jetzt sagt er oft: das Amerika, das ist ein neuer Drache, der uns die Kinder wegnimmt. — Es wäre doch das Natürlichste, daß er auch auswanderte, er hat's hier hart, aber er kann nicht fort, und jetzt will er nun gar nicht mehr.

Die jüngste Tochter des Schilder-David, Martina, war immer der besondere Stolz des Vaters, denn sie war die Erste in der Schule. Du glaubst gar nicht, was das einem Kinde auf dem Dorfe für einen Charakter gibt; namentlich ein Mädchen kriegt da einen gewissen Stolz, eine Ehrenhaltung vor sich,

und Alles ordnet sich unter, noch bis in die älteren Jahre hinein. Sie war ein braves, feines Kind. Wenn sie zum Confirmandenunterricht kam, hat sie mit äußerster Sorgfalt die Schuhe am Besen abgerieben, und auch die Andern angehalten, sich sauber zu machen, um Treppe und Zimmer rein zu lassen, und sie und ihre Gespielen haben sich's nicht nehmen lassen und haben vor der Confirmation die ganze Kirche gescheuert. Als sie vor dem Altar stand, sie war über die Jahre entwickelt, ich habe nie was Schöneres gesehen, und eine Frömmigkeit lag wie eine Glorie auf ihrem Gesicht. Sie ist oft zu uns in's Haus gekommen. Mein Mann hatte seine besondere Freude an dem Kinde, und er erzählte mir, wie er am Tage nach der Confirmation Martina auf dem Felde getroffen und sie sagte: es sei ihr jetzt, als wäre sie aus der Heimath fortgeschickt worden. Sie wurde auch bald fortgeschickt. Sie war sechzehn Jahre alt, als sie zu dem wilden Röttmann in Dienst trat. Der Röttmann gibt guten Lohn, und er muß, denn es hält's Niemand ein Jahr lang bei seiner Frau aus. Martina war aber zwei Jahre dort . . .

Plötzlich wurde die Pfarrerin in ihrer Erzählung

unterbrochen, ein seltsames Rollengeklingel ging durch das Dorf.

„Was ist das?“ fragte Eduard.

„Das ist der Eselstrupp aus der Heidenmühle. Der Fahrweg nach der Mühle ist sehr weit, aber die Esel tragen Korn und Mehl bergauf und bergab den schmalen Fußweg. Ich hätte gern der Toni durch den Knecht etwas sagen lassen; aber jetzt ist's zu spät.“

Erst nach wiederholter Aufforderung des Bruders fuhr die Pfarrerin in ihrer Erzählung fort:

Viertes Kapitel.

Martina's Heimkehr.

Am Samstag Mittag vor Johanni saß eine Frauengestalt ganz in sich zusammengekauert hinter einem Felsen, der jäh abspringt in den Bach, dort, wo die Schwallung angelegt ist. Da kommt die Näherin Leegart — so sagt man hier für Luitgart — daher, sie will sich auf dem Heimweg von der Heidenmühle den Ort ansehen, von wo sie einmal irre gegangen.

Die Näherin ist voll von Aberglauben, aber Niemand spricht mehr dagegen als sie. Wie sie nun an jenem Samstag an den Felsen kommt und die Gestalt sieht, schreit sie laut auf. Da kauert etwas am hellen Tag wie ein Gespenst. Es ist Martina, sie richtet sich auf und schaut die Leegart an und klagt, sie habe sich tödten wollen, sie müsse aber leben um ihres Kindes willen; wenn das auf der

Welt sei, wolle sie sterben. Leegart verspricht ihr schnell, zu Gevatter zu stehen, denn sie haben hier den Glauben, daß ein Kind, dem man vor der Geburt die Gevatterschaft versprochen, glücklich zur Welt komme, und wenn es auch todt zur Welt komme, gleich selig sei. Die Leegart läßt nicht ab, sie tröstet und redet zu und bringt Martina in's Dorf.

Es war am Nachmittag; ich saß mit meinem Mann im Garten, da hören wir drüben über'm Bach ein Jammergeschrei, das durch Mark und Bein schüttert, und kaum sind wir aus der Laube, da kommt die Leegart todtenblaß herbeigestürzt: „Herr Pfarrer, gehen Sie um Gotteswillen schnell zum Schilder-David, der Schilder-David will die Martina umbringen.“

Ich will mit, mein Mann heißt mich zurückbleiben; er geht schnell. Die Leegart sinkt fast um, ich kann ihr glücklicherweise noch von unserm Kaffee geben, und sie erzählt, daß die Martina zu Fall gekommen. Als der David, der eben vor seinem Hause Holz spaltete, sie sah, habe er die Axt erhoben und seiner Tochter gerade das Hirn spalten wollen. Herbeigeeilte Nachbarn entwanden ihm die Axt, und jetzt stellte er sich vor die Hausthür und schwur,

Martina zu erdrosseln, wenn sie über seine Schwelle käme. Martina fiel vor der Schwelle nieder. Frauen brachten sie in's Haus, und als sie in die Stube trat und ihren Confirmandenschein sah, der an der Wand unter Glas und Rahmen hing, da that sie einen Schrei, so laut, so durchdringend, daß wir ihn bis hier herauf hörten; sie fiel in Ohnmacht nieder. Man erweckte sie, der David aber rief immer: „Bringt sie nicht wieder zum Leben, denn ich schaffe sie doch hinaus. Herr Gott! Herr Gott! Mach' mich blind, verflucht seien meine Augen. Der Drache hat mir meine anderen Kinder geraubt, und jetzt, jetzt ...."

Er stürzte auf Martina los. Es gelang, ihn zu bändigen, und Leegart eilte meinen Mann zu rufen. Wir warteten lange, bis mein Mann wieder kam. Er brachte den David mit, er führte ihn am Arme und David ging stolpernd wie ein Blinder; er hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt und sagte immer: „Herr Pfarrer, ja, ich bitte, sperrt mich ein, ich bin sonst meiner nicht Herr. Mein Kind, mein bestes Kind, mein einziges Kind! Sie ist meine Krone gewesen, wie Sie es ihr in den Confirmandenspruch gesetzt haben, und so ... Herr Gott, was willst du mit mir, daß du mich so heimsuchst? Es

soll nicht sein, ich soll nicht unbeschwert dahingehen! O, Herr Pfarrer, wenn man einem Kinde zusieht essen, wie's ihm schmeckt, es schmeckt siebenmal besser, als wenn man selber ißt. O, wie lang pflegt man so ein Kind und freut sich, daß es stark wird und wächst, und das und jenes sagt, was gescheit und gut ist, und freut sich, wenn es aus der Schule kommt und etwas gelernt hat, und freut sich, wenn es drischt, wenn es Holz sammelt und wenn es singt, und da kommt auf Einmal ein Mensch und verwüstet das Alles. Meine andern Kinder sind ausgewandert und sie leben und ich habe nichts davon; meine Martina ist daheim geblieben, sie lebt vor meinen Augen und ist mehr als todt. Wenn ein Kind rechtschaffen ist, ist man doppelt glückselig, aber doppelt und tausendfach unglückselig kann Einen ein schlechtes Kind machen. Ich denke mir das Hirn aus und kann's nicht finden — und kann's nicht finden, wo ich's verfehlt, und es muß doch sein, und mein guter Name . . ."

Er sah mich jetzt, und laut schluchzend fast zusammenbrechend rief er: „Frau Pfarrerin, und Sie haben sie auch immer so lieb gehabt! Sie hat mir den Todesstoß gegeben, ich spür's."

Die Füße trugen ihn kaum. Wir brachten ihn in die Stube, und dort saß er gewiß eine Stunde lang wie leblos; er hielt die Hand vor das Gesicht und die Thränen quollen zwischen den Fingern hervor.

Endlich richtete er sich auf, streckte und reckte sich und sagte: „Gott vergelte Ihnen Alles, Herr Pfarrer. Da, meine Hand; ich will kein ehrliches Grab haben, wenn ich meiner Martina — — — —" er wurde wieder von einem Thränenstrom unterbrochen, da er den Namen nannte — „wenn ich meiner Martina irgend ein Leid zufüge, sei es mit Wort oder That. Gott hat mich gestraft durch sie, ich muß ein schwerer Sünder sein. Ich war zu stolz auf meine Kinder und auf sie, ja gerade besonders auf sie, und sie ist jetzt auch armselig genug. Ich will mich nicht weiter versündigen."

Mein Mann wollte ihn wieder heimbegleiten, er lehnte es ab.

„Ich muß lernen, mit diesem Schandfleck allein über die Straße gehen. Ich bin zu stolz gewesen. Mein Haupt ist gebeugt, bis ich in die Grube fahre. Nochmals tausend Dank. Gott vergelt's!"

Der ehemals stolz aufrecht gehende Mann schlich jetzt wie eine Jammergestalt heimwärts. Erst jetzt

konnte mir mein Mann erzählen, wie Gräßliches er erlebt.

Die Leute haben mir aber später berichtet, daß mein Mann eine Geduld und Sanftmuth ohne Gleichen gegen den Schilder-David übte. Denn dieser hätte gern Alles zerrissen und schrie immer: „Ich bin Hiob! Strecke deine Hand herunter, Herr Gott, und reiß mir die Zunge aus dem Rachen; ich muß fluchen, fluchen auf die ganze Welt. Es gibt keine Gerechtigkeit; keine im Himmel und keine auf Erden."

Es gelang meinem Mann, ihn zu beruhigen; als aber der Schilder-David fort war — so ermattet, so todtmüde habe ich meinen Mann nie gesehen, wie damals.

Die Leegart hat ihr Wort gehalten und hat Gevatter gestanden bei dem kleinen Joseph, und Vater Adam kam zur Taufe in's Dorf. Er wollte, daß der Schilder-David ihn durch's Dorf begleite, damit die Welt sehe, wie er zu ihm halte. Der Schilder-David ging aber nicht mit ihm. Zu Hause soll es Adam haben schwer büßen müssen, daß er es wagte, in's Dorf zu gehen, und er wird seitdem bewacht und gefangen gehalten wie ein Verbrecher, denn die alte

Röttmännin hat willfährige Spione in Lohn und Brod. Dafür ist sie nicht geizig.

Der Schilder-David war ein fleißiger Kirchgänger, aber nach der Geburt des unerwünschten Enkelchens ging er gewiß zwei Monate lang nicht in die Kirche; wenn es zur Kirche läutete, klagte er immer auf's Neue, daß er vor Schimpf nicht in die Kirche gehen könne. Wenn's aber Niemand sah, trug er das Enkelchen gern in der Stube herum.

Der Knabe scheint es ihm wahrhaft angethan zu haben. Er trug das Kind umher und wartete es wie eine Mutter. Stundenlang konnte man ihn am Feierabend und des Sonntags drüben am Gartenzaun stehen sehen, und Großvater und Enkel starrten in das Feld und in den Bachsturz, der hinter dem Hause herabfällt, ja der Alte gewöhnte sich dem Kinde zulieb das beständige Rauchen ab, während er sonst die Pfeife nicht aus dem Munde brachte, und als der Knabe laufen konnte, war er sein beständiger Kamerad und führte ihn an der Hand. Wenn das Kind mit andern Kindern spielt und den Großvater sieht, läuft es von allen Spielen fort und geht nicht mehr von der Seite des Großvaters. Ja, wenn ein Kind so leicht zu verderben wäre, der

David hätte es mit seiner Eitelkeit verdorben, denn er lebt fast ganz von dem Rufe seines Enkelchens; tagtäglich erzählt er eine der Klugreden, die der kleine Joseph gethan, und wie gescheit er dem Knaben die Zunge lösen könne. So ehrlich der David ist, er weiß nicht mehr, daß er dem Kinde Vieles andichtet, was nicht aus ihm selber kommt, und dann setzt er immer gern hinzu: ja, wenn wir nur schon zwanzig Jahre älter wären, da wird man im ganzen Land davon reden, was mein Joseph ist. — Ich habe vor Kurzem etwas gehört, das von eigenthümlichem Nachdenken des Knaben Zeugniß gibt. Es war am selben Tage in der Nachbarschaft ein Kind gestorben und ein Kind zur Welt gekommen, und der kleine Joseph sagte: nicht wahr, Großvater, wenn man geboren wird, da schläft man im Himmel ein und wacht auf der Erde auf, und wenn man stirbt, da schläft man auf der Erde ein und wacht im Himmel auf?

Der kleine Joseph ist aber auch beständig dabei, wenn sich der Großvater mit seinen Nachbarn bespricht, und da hört er von allerlei Lebensverhältnissen und Zerwürfnissen und kennt die ganze geheime Geschichte des Dorfes.

„Warum erzählst du nicht von Martina?“ unterbrach hier der Zuhörer die Pfarrerin.

„Da ist nicht viel zu berichten, sie lebt still und emsig, hilfreich, wo irgend in einem Hause Noth ist, spricht kein übriges Wort und ist ihrem Vater mit unbeschreiblicher Liebe unterthan und er vergilt ihr das am besten in der Liebe, die er dem kleinen Joseph widmet.“

„Und Vater Adam, der Gaul, was thut denn der?“

„Der lebt auch still für sich, und wie gesagt, er wird von seinen Eltern auf dem Hofe fast wie ein Gefangener gehalten. Er läßt sich's gefallen, und glaubt genug gethan zu haben, daß er beständig dabei bleibt: wenn er die Martina nicht bekäme, heirathe er gar nicht. Natürlich, daß die Eltern Alles aufbieten, ihn von Martina frei zu machen. Es sind ihr schon glänzende Anerbietungen gestellt, sehr annehmbare Freier in's Haus geschickt worden, und der alte Röttmann will sie ausstatten; aber sie hört nicht darauf, und ihre beständige Entgegnung ist: „Ich könnte einen andern Mann kriegen, ja wohl, wenn ich wollte; aber mein Joseph könnte keinen andern Vater kriegen, wenn er auch wollte.“

Besonders ein Vetter der Martina, ein wohlhabender Schuhmacher, der als Junggeselle lebt, scheint nicht heirathen zu wollen, bis er gewiß ist, daß die Martina ihn nicht nimmt. Man heißt ihn hier im Dorf den Häspele, und ich weiß jetzt in der That seinen wirklichen Namen nicht. An Feierabenden haspelt er den Mädchen das Garn, das sie gesponnen haben, und darum heißt er Häspele. Er ist ein gutmüthiger Mensch, der jedes Jahr den Fastnachtshansel spielt, von einer Fastnacht zur andern ununterbrochen fort. Wo man ihn sieht, spielt man das ganze Jahr Fastnacht mit ihm, und er geht gleich darauf ein; seine Mienen und seine Reden haben etwas so Komisches, daß man nicht mehr weiß, macht er Spaß oder Ernst, wie er denn meist eine rothe Nase hat, die für geschminkt gelten kann. Er hat die Martina von Herzen lieb, und sie ihn auch, aber eben nicht anders, als alle Mädchen im Dorfe ihn leiden mögen; zum Heirathen wird er nie kommen, es denkt Niemand daran, daß man den Häspele auch heirathen könne. . . .

„Gottlob," unterbrach sich hier die Pfarrerin, „jetzt ist mein Mann bald unter Dach, wenn ihm, was Gott verhüte, nicht ein Unglück passirt ist. Es

wäre die schönste Weihnachtsfeier, mir das liebste Geschenk, wenn er die Röttmännin noch bekehren könnte, der Speidel-Röttmann gibt dann von selbst nach. Dann bleiben wir, wenn's nicht anders ist, auch wieder gern hier. Denn die Geschichte mit Martina und Adam hat endlich den Ausschlag gegeben, daß mein Mann sich von hier weggemeldet hat. Die wilden Röttmänner lassen nicht ab, und eben morgen soll Alles fertig werden, daß der Adam sich mit des Heidenmüllers Toni verlobt. Das Mädchen ist das einzige aus einer angesehenen Familie, das er kriegen kann. Sie hat eine junge Stiefmutter bekommen, und nun will sie aus dem Haus und wenn sie in die Hölle müßte. Der Heidenmüller und der Röttmann, diese beiden Familien sind die angesehensten, oder was eben so viel ist, die reichsten in unserer Pfarrgemeinde. Ich muß selber sagen, ich möchte das nicht mit erleben, den Adam mit des Heidenmüllers Toni zur Kirche gehen zu sehen. Es ist entsetzlich für meinen Mann, da oben stehen zu müssen und sein innerstes Herz vor den Menschen ausschütten, Heiligkeit und Güte und Treue predigen, und zu wissen, da unten sitzen Menschen und sie sitzen in den vordersten Kirchenstühlen, du kannst das Auge

nicht von ihnen wenden, und ihnen ist Alles, was du sagst, nichts als leere Worte.

Horch jetzt ruft der Wächter zwölf. Jetzt ist Otto gewiß unter Dach und ich weiß, er bewirkt Gutes. Jetzt wollen wir auch schlafen gehen."

Fünftes Kapitel.

Der Tag ist trüb.

Martina blieb die ganze Nacht so unruhig als spürte sie's, daß eben jetzt ein rechtschaffenes Herz ihre ganze Lebensgeschichte auferweckt hätte. Sie war so voll Ungeduld, daß sie immer aufspringen wollte, hinaus in die Welt, um plötzlich ihr Leben zu ändern. Als läge es in ihrer Hand, das zu vollführen. Die Hähne krähten immer lauter, und da und dort hörte man auch eine Kuh schreien, einen Hund bellen. Es muß bald Tag sein.

Martina stand auf und heizte die Stube, dann zündete sie noch ein Feuer auf dem Herde an. Man muß heute die Morgensuppe besonders gut kochen, die Näherin Leegart kommt ja heute früh, der Joseph kriegt eine neue grüne Manchesterjacke. Auf dem Tisch lag noch die Schiefertafel, da hat der kleine Joseph gestern Abend einen riesig großen Mann hingezeichnet,

entsetzlich anzuschauen, und doch hat das Kind gesagt: „Das ist mein Vater.“ Es war Martina gar seltsam, da sie jetzt die Figur auf der Tafel wegwischte. Könnte sie's nur auch wegwischen, daß sie dem Kinde vom Vater erzählt, noch gestern Abend beim Einschlafen, und ihm versprochen hatte, der Vater komme heute; das ist's ja, darum hat das Kind heute Nacht dreimal gerufen: ist noch nicht Tag?

Martina starrte lang in das helllodernde Feuer und ohne daß sie es wußte, sang sie:

Treue Liebe brennt von Herzen,
Treue Liebe brennet heiß,
O wie muß das Herze lachen,
Das von keiner Untreu weiß.

Komm ich Morgens auf die Gassen,
Seh'n mir's alle Leute an,
Meine Augen steh'n voll Wasser,
Weil ich dich nicht lassen kann.

Als Martina mit dem Kübel unter dem Arm die Thür öffnete, kam ihr ein heftiger, eisig kalter Windstrom entgegen, sie heftete das rothe Tuch fester, mit dem sie Kopf und Hals umwickelt hatte, und ging nach dem Brunnen.

Der Tag ist kalt, die Röhrbrunnen sind zugefroren, nur der Schöpfbrunnen bei der Kirche hat noch fließendes Wasser. Eine große Schaar von Mädchen und Frauen umsteht das Brunnengeländer, und wenn Eines beim Uebergießen Wasser aus dem Eimer verschüttet, ist großes Geschrei, denn das Wasser gefriert alsbald, und man kann auf dem Glatteis kaum mehr stehen. Die Frühsonne blinzt einen Augenblick in's Thal, es muß ihr aber nicht gefallen, denn sie versteckt sich schnell wieder hinter den Wolken. Die Matten und Aecker stehen hellglitzernd im Morgenreif, das ist ein trauriger Anblick, es erfriert ja Alles ohne die schützende Schneedecke. Nur auf den Bergen liegen dichte Schneebreiten.

„Gottlob, werdet sehen, die Wolken bringen heute rechtschaffenen Schnee.“

„Es wäre dem Feld zu gönnen, es ist ja ein Jammer, wie Alles gelb wird.“

„Wir haben Weihnachten noch immer Schnee gehabt und zu Neujahr Schlittenbahn,“ so hieß es hin und her am Brunnen. Die Worte der Redenden spielten als leise Wölkchen von ihrem Munde.

„Ist's wahr,“ fragte eine ältere Frau die herzutretende Martina, „ist's wahr, daß der Pfarrer

heute Nacht zu deiner Schwiegermutter geholt worden ist?"

„Ich glaub', dein Schwiegervater wird den Baum, der den Vinzenz erschlagen, gern zu Brettern versägen und einen Sarg für seinen Hausteufel draus machen."

„Und gut wär's, wenn sie einmal abzöge, dann kannst du deinen Gaul kriegen."

„Und wirst zahme Röttmännin."

„Ich ließe die Alte zu Tod beten. Der Schneider von Knuslingen weiß ein Gebet, mit dem man einen zu Tod beten kann."

„Nein, die mußt zu Tod fluchen."

So hieß es wieder in lebendiger Wechselrede. Martina, die den vollen Kübel auf den Kopf gehoben hatte, sagte nur: „Redet nicht so gottlos, es ist ja heut' der heilig Abend."

Sie ging langsam heimwärts, als wenn die Worte, die noch hinter ihr fielen, sie noch aufhielten, und es ward ihr heiß, da sie denken mußte, daß der kleine Joseph vielleicht geahnt hat, was in der Ferne vorgeht und darum so unruhig war. Sie hatte Adam vorgeworfen, daß er nicht auch leide, und er machte vielleicht in derselben Stunde das schwerste Leid durch, das einem Menschenkind auferlegt sein

kann: was das Liebste auf Erden sein muß, scheiden zu sehen mit quälender Bitterkeit in der Seele.

Die am Brunnen verblieben waren, hatten gar keine Eile mehr, sie standen auf ihre vollen Kübel gelehnt, ja Manche mit dem Kübel auf dem Kopf und sprachen von Martina.

„Martina möchte jetzt gern in's Pfarrhaus.“

„Und sie ist nicht gescheit. Der alte Röttmann hat ihr schon zweitausend Gulden anbieten lassen, wenn sie den Vater von ihrem Kind frei gibt. Aber sie will nicht.“

„Und der alte Schilder-David will auch nicht.“

„Guten Morgen, Häspele!“ hieß es plötzlich, „was machen deine Hühner? Sind sie alle wohl auf?“

„Ist es denn wahr, daß dein Hahn spanisch kräht? Verstehst du denn das?“

So wurde die einzige Männergestalt begrüßt, die mit einem Kübel zum Brunnen kam. Es war Häspele. Er trug ein weißlich-graues gestricktes Wamms, und hatte auf dem Kopfe eine bunte Zipfelmütze, unter der ein spaßbereites, allzeit zum Lächeln erbötiges Gesicht in die Welt hineinschaute.

„Die Martina ist eben dagewesen, sie wird gleich wieder kommen,“ rief eine Frau im Abgehen.

Häspele lächelte dankend.

Häspele mußte warten, bis Alle vor ihm Wasser hatten; er wartete gern und war noch so gutmüthig, Allen aufzuhelfen. Eben als er auch für sich eingeschöpft hatte, kam auch Martina wieder, sie halfen nun einander gegenseitig auf und gingen eine gute Strecke mit einander, denn Häspele mußte vor dem Hause der Martina vorüber nach dem seinigen. Unterwegs berichtete ihm Martina, daß der Pfarrer heute Nacht zur Röttmännin geholt worden und noch nicht wieder zurück sei. Sie konnte sich nicht enthalten, ihre Hoffnung auszusprechen, daß der Pfarrer vielleicht das harte Herz erweicht; aber Häspele sagte: „O glaub' das nicht! Eher wird der Wolf, der jetzt hier in der Gegend umgeht, in meine Stube kommen und sich von mir anbinden lassen wie meine Geis, ehe die Röttmännin nachgibt. Ich habe dir ja Alles erzählt wie's gewesen ist, als ich vor acht Tagen deinem Adam die neuen Stiefel gebracht habe, und ich habe dir's ja schon ausgerichtet, er kommt heute ganz gewiß. Ich glaub's aber selbst, wie die Reden gehen, daß du ihn frei gibst."

Martina antwortete nicht, aber vor der Thür ihres Hauses blieb sie plötzlich stehen und sagte: „Schau', da kommt der Pfarrer heim."

Drüben auf dem Fahrweg, denn das Haus der Martina lag jenseits über dem Bachstege, fuhr eben langsam ein offener Schlitten die Straße herauf. Ein Mann, tief in einen Pelzmantel gehüllt, die Pelzmütze weit über's Gesicht gezogen, saß neben dem Fuhrmann, der lustig rauchte und jetzt mit der Peitsche grüßend nach Martina herüber winkte. Es war ein Knecht vom Röttmannshof, sie kannte ihn. Sie dankte mit der Hand und ging in's Haus, Häspele ebenfalls heimwärts.

Als Martina die Thür zumachen wollte, rief eine Frauenstimme: „Laß auf; ich will auch noch hinein."

„Guten Morgen, Leegart! Ist recht, daß du so bald kommst," sagte Martina, und die Näherin, die trotz des Winters in Pantoffeln mit hohen Absätzen ging, half ihr das Wasser abstellen, wofür sich Martina sehr bedankte. Das thut die Leegart nicht Jedem, man darf sich etwas darauf einbilden, wenn sie Einem in irgend etwas hilft, was nicht zur Näherei gehört; es ist schon Gunst genug, daß sie noch vor Weihnachten einen Tag in's Haus kommt, denn sie ist viel erwünscht von allen Frauen der ganzen Umgegend, und wo sie auf Arbeit

hinkommt, ist sie eine besonders geehrte Person. Das zeigte sich jetzt auch, wie ihr Martina die Stubenthür weit öffnete und sie einließ; hier wurde ihr aber ein schlechter Willkomm, denn der kleine Joseph rief: „O weh, die Leegart!“

Sechstes Kapitel.

Wie ein Dorfpfarrer zu Hof befohlen wird.

Die Pfarrerin stand schon lang am Fenster und schaute durch die Scheiben; nur von dem einen Eckfenster konnte man die Gegend überschauen, die andern Fenster waren durch eine vorgebaute, spitzgieblige Scheune verdeckt, die ein Bauer, dem früheren Pfarrer zum Possen, gerade hier hin gebaut und mit ungewöhnlich hohem Dach versehen hatte, um dem Pfarrer die Aussicht zu rauben. Jetzt, da man einen braven Pfarrer hatte, konnte man die Scheune nicht mehr abtragen. Die Pfarrerin konnte aber auch an dem freien Fenster nicht weit sehen, denn das war heute ein Tag, der eigentlich nur Dämmerung ist zwischen der einen Nacht und der andern; die Sonne schimmerte nur wie ein zerflossener gelber Fleck durch die dichte Wolke, die sich weit über die ganze Gegend gelagert hatte. Als die Pfarrerin den Schlitten schon

ganz nah herankommen sah, nickte sie nur, öffnete aber das Fenster nicht, sie blieb wie festgebannt am Fenster stehen. Sie wäre gern hinabgeeilt, um ihren Mann willkommen zu heißen, aber sie wußte, ihrem Manne waren alle heftigen und öffentlichen Gemüthsäußerungen zuwider; er hatte etwas kindlich Verschämtes, und namentlich war ihm jede Empfangs- und Abschiedsfeierlichkeit zuwider.

Die Pfarrerin hatte die Magd schnell hinabgeschickt, und durch einen Tritt auf die Schnalle am Stubenboden öffnete sie die Hausthür. Um doch etwas thun zu können, stellte sie die Tasse und das Brod nochmals zurecht, obgleich es ganz in der Ordnung bereit stand; sie hob die gewärmten Pantoffeln auf, die am Ofen standen, und stellte sie verkehrt wieder hin; sie nahm den Kessel mit siedendem Wasser aus der Ofenröhre und goß noch frisch zu. Es war heimelich warm in der Stube; man wohnt nicht umsonst mitten in den Waldbergen.

„Guten Morgen, Lina!" sagte der Pfarrer, endlich eintretend. „Gottlob, Gottlob, daß ich wieder daheim bin." Er zog den Pelzmantel ab, es ging schwer, die Pfarrerin half nach.

„Schläft Eduard noch?"

„Nein, er ist auf die Jagd. Ich habe ihn dir entgegen geschickt. Hast du ihn nicht getroffen?“

„Nein.“

Die Stubenluft schien dem Pfarrer doch zu eng, er öffnete das Fenster, stand eine Weile vor demselben und sagte: „Es ist gut, daß du nicht daran dachtest, daß man in der ganzen Gegend nach dem Wolf fahndet, der sich umhertreibt; du hättest dir gewiß eingeredet, das Ungeheuer verschlingt mich.“

„Komm, setz' dich und erwärme dich,“ entgegnete die Pfarrerin und schenkte den dampfenden Kaffee ein. „Komm, ich will dir die Tasse halten, deine Finger sind ja so steif, daß du sie nicht fassen kannst. Nimm nur ein Paar Schluck. Was war's denn, daß du mitten in der Nacht zur wilden Röttmännin geholt wurdest? Nein, nein, trink' nur, es hat Zeit mir zu antworten. Ich kann warten.“

„Lina,“ sagte der Pfarrer, und ein seltsames Lächeln stand auf seinem feinen Gesichte, „Lina, sei stolz! Ich muß einer der berühmtesten Unterhaltungsmenschen sein. Ah! der Kaffee thut gut. Denke nur Lina! Es war gerad ein Uhr, es schlug eben drüben in Wengern, als ich auf dem Röttmannshof ankam. Der Empfang war sehr lärmend. Man drängte sich

mit lautem Willkommsgruß um mich und wollte mich nicht absteigen lassen. Die guten Leute hatten in der Nacht alle Hofhunde losgelassen, es war ja nicht nöthig sie anzubinden, wenn der Pfarrer kam; die guten Leute sind des schönen Glaubens, daß das Wort Gottes auch bissige Hunde in der Nacht bannen könne. Es dauerte eine geraume Weile, ehe ich absteigen konnte, die Hunde mußten alle vorher an die Ketten gelegt werden. Schenk' mir noch einmal ein, der Kaffee ist sehr gut."

„Und wie ging's weiter?" fragte die Pfarrerin.

Der Pfarrer sah sie eine Weile lächelnd an, dann fuhr er fort: „Bis an die Kniee tief liegt oben der Schnee, er hat wenigstens das Gute, daß er sauber ist, er macht uns nur so heimtückisch naß. Ich komme glücklich über bescheiden verhüllte Sägklötze in's Haus, und es war sehr freundlich von den Pfützen, daß sie zugefroren waren. Wo ist der Röttmann? frage ich. Er liegt im Bett. — Ist er auch schwer krank? — Nein, er schläft. — So? Man läßt mich zu der sterbenskranken Frau rufen und der Mann legt sich schlafen? Schöne, gemüthliche Welt das! Gut, ich komme zur Kranken in's Zimmer. Gottlob, daß Ihr da seid, Herr Pfarrer. — Wie? Ist das die Stimme

einer Sterbenden? Ich frage, warum man mich mitten in der Nacht habe rufen lassen. Ach, guter Herr Pfarrer, sagt die Röttmännin, Sie sind so gut, so seelengut, und können so getreu mit Einem reden und berichten, daß Einem ganz wohl dabei wird und man ganz vergißt, daß man so schwer krank. Ich liege jetzt schon die siebente Nacht und kann fast kein Auge zuthun, und die Langeweile plagt mich, ich kann's gar nicht sagen. Ich mein', die Stunden wollen gar nicht herumgehen, und da habe ich nach Euch geschickt. Herr Pfarrer, Ihr seid ja so gut, Ihr sollet auch ein bisle mit mir reden. Mein Mann darf gar nichts davon wissen, daß ich nach Euch geschickt habe, er gönnt mir nichts Gutes, er geht fort, so oft er kann, und wenn er daheim ist, redet er kaum ein paar Worte mit mir; es wäre ihm am liebsten, wenn ich vor langer Zeit sterben möcht', und mein Einziger, mein Adam, der thut gar, als ob ich schon nicht mehr da wäre. O, Herr Pfarrer! Wenn man so daliegen muß, Tag und Nacht auf dem einsamen Hof und kann nichts schaffen, jeder Tag ist eine Ewigkeit lang und jede Nacht noch dreimal mehr. Wenn mein Vinzenz noch lebte, der säße Tag und Nacht bei mir, der allein hat mit mir reden können,

so kann's kein Mensch mehr. So, guter Herr Pfarrer, jetzt setzt Euch ein bisle her zu mir und redet auch was. Wollt Ihr nicht einen guten Schluck Wachholder-Branntwein? Das erwärmt, das müsset Ihr nehmen, nein, das dürft Ihr mir nicht abschlagen. Kätherle, lang' die grüne Flasche dort herunter, die hinterste, und schenk' dem Herrn Pfarrer ein. — Wie meinst du, Lina, wie mir zu Muthe war, als ich die Frau das Alles in geläufigem Redefluß vorbringen hörte?"

„Ich hätte an mich halten müssen, den frechen Teufel nicht zu verfluchen. Entsetzlich! Zerrt dich in der kalten Decembernacht aus dem Haus über schneeige Berge."

„Und wo noch dazu ein Wolf umgeht," schaltete der Pfarrer ein.

„Laß mich mit deinem Wolf," fuhr die Pfarrerin heftig fort, „diese Röttmännin ist der schändlichste Wolf. Du hast ihr doch deine Meinung gesagt?"

„Allerdings. Und dir gegenüber darf ich doch eitel sein? Ich kann dir sagen, nie in meinem Leben war ich zufriedener mit mir. Ich mußte fast lachen über diese so überaus kindliche Rücksichtslosigkeit. Kinder sind ja auch so, sie denken nur an sich und durchaus nicht an die Opfer, die sie von Andern

verlangen. Sage was du willst, es lag eine gewisse Unschuld in dem Thun der Röttmännin, sie denkt nur an sich und weiß nicht, was sie thut. Ich habe ihr natürlich nicht verhehlt, daß das etwas sehr willkürlich über die Nachtruhe Anderer verfügen heißt, und wie ich nicht eben geschmeichelt bin, daß sie meine Unterhaltung so hoch anschlägt und mich zu Hof befiehlt und mir noch einen Hofwagen schickt. Indeß, da ich einmal da war und der Schlaf einmal gebrochen, unterhielt ich sie, so weit meine Unterhaltungsgabe reicht, und sie selber that auch das ihrige, sie erzählte gut oder eigentlich bös, denn das Liebste war ihr, recht schlimme Streiche der Menschen zu erzählen und wie nichtsnutzig die jetzige Welt sei, und immer wieder sagte sie: wenn ich sterbe, bitte ich Gott um die einzige Gnade, er soll mich ein Zeichen geben lassen, wer meinen Vinzenz umgebracht hat, daß man die Mörder und wenn's das halbe Dorf ist, hängen und verbrennen kann. Du weißt, wenn sie auf dieses Thema kommt, ist sie im höchsten Grade erfinderisch. Ich habe aber die Beweise, daß sie auch den Vinzenz nicht liebte, so lang er am Leben war. Jetzt redet sie sich eine schwärmerische Liebe ein, als ob er alle ihre Liebe

mit in's Grab genommen, denn es ist kein Herz so böse, daß es nicht nach einem Grunde seiner Bitterkeit sucht und etwas zu lieben glaubt, um dessenwillen alles Andere vernichtet werden soll. Ich redete ihr nun in's Gewissen, daß es wohl anstehe, einen Todten zu lieben, aber für einen Todten könne man nichts mehr thun, sondern nur für die Lebenden; sie solle nur endlich nachgiebig sein gegen Adam und Martina. Ich schilderte ihr die Freude, die sie an dem Enkelchen haben werde. Ich suchte ihr einzureden, daß sie mich nur deßwegen habe kommen lassen, sie habe sich nur gescheut, mir das offen zu bekennen. Aber — ich glaube in der That, daß ein Wolf in der Gegend herumschwärmen muß, — dieses Heulen, in das jetzt die Röttmännin ausbrach, muß sie von einem Wolf gelernt haben; es schauerte mir durch Mark und Bein und ich meinte, sie vergeht jetzt, sie kann keinen Athem mehr finden vor Wuth; sie kratzte mit ihren Nägeln die Wand und sank zurück, schnell aber erhob sie sich und rief: ich dank' dir Gott, lieber Gott, ich dank' dir, laß mich nur noch leben, nur noch lang, meinetwegen so, daß ich nicht aufstehen kann, aber rufen kann ich, rufen, und bis zu meinem letzten Athem will ich rufen: ich leid's

nicht, ich leid's nicht, daß so eine Bettelmannstochter, die meinen Adam verführt hat, Röttmännin wird. Warum gibt's denn keine Menschen mehr, die so ein nichtsnutziges Wesen mitsammt ihrem Kind aus der Welt schaffen? So sind die Pfarrer, so sind sie jetzt, die Faullenzer, die Schwarzröcke; es ist keine Gottesfurcht mehr, die Pfarrer selber wollen, daß Schlechtigkeit und Verführung noch mit Gutem belohnt werde. Mit dem Strohkranz sollte sie vor der Kirche stehen und Buße thun. Aber da herauf soll sie nie und wenn unser Herrgott vom Himmel herunterkommt, und wenn er tausend solche, solche ..... scheinheilige Pfarrer schickt, und wenn sie mir den Hals zudrehen, schreie ich noch: ich leid's nicht, und heute, heute noch muß es fertig werden. —

Von dem Geschrei der Röttmännin erweckt, war Vater und Sohn herbeigekommen, und der Alte that eigentlich so, als ob ich mich in's Haus gedrängt hätte, und gab mir deutlich zu verstehen, er lasse seiner Frau nichts geschehen, der Schilder-David könne schicken, wen er wolle. Der Adam stand still, faltete die Hände und sah flehend zu mir auf. Ich hätte es dem Gaul nie zugetraut, daß er so barmherzig dreinschauen könne. Ich kam mir vor wie ein

Menschenkind, das in Märchenzeiten zu Dämonen geholt wurde, um ihnen Beistand zu leisten. Ist das eine Welt? Sind das die Menschen, denen ich jetzt bald zehn Jahre das Evangelium der Liebe predige? Jedes Wort, das ich reden wollte, erstarrte mir auf der Lippe. Ich befahl nur, daß man sogleich wieder einspanne, ich wolle heim. Man hörte mich nicht. Adam sagte endlich: ich fahre Euch heim, Herr Pfarrer. Verzeiht Allen.

Nein! schrie die Alte, er darf nicht mit. Halt ihn fest, Christoph. Er ist im Stande, und läßt sich gleich mit seiner Schilder-Drechslerin trauen. — Der Vater befahl Adam dazubleiben. Und nun schwur er seiner Frau und legte dabei die Hand auf die Bibel, die ich aufgeschlagen hatte — mir war's entsetzlich, daß dieser Mensch auf dieses Buch schwören durfte — er schwur hoch und heilig, daß er noch heute die Verlobung Adams mit des Heidenmüllers Toni abschließe.

Wie ich aus dem Hause gekommen, ich weiß es kaum mehr, ich rief dem Knechte, der mich geholt hatte, ich gehe ein Stück voraus, er solle mit dem Fuhrwerk bald nachkommen. Ich ging im beginnenden Morgendämmern den Bergwald hinab,

mir war's, als entflöhe ich einer Höhle, drin Dämonen hausen. Ich glaube nicht, daß ich mich geirrt habe, mir begegnete der Wolf, das Thier blieb eine Weile stehen, schaute nach mir um, wie sich besinnend, und ging dann ruhig waldein. Ich kann nicht leugnen, ich stand zitternd da, und nie in meinem Leben fühlte ich eine solche Kälte als in diesem Augenblick; es war auch entsetzlich kalt, und es war unklug von mir, vorauszugehen. Der Knecht mit dem Fuhrwerk kommt lange nicht. Die Schelme sind es wohl im Stande und schicken mir gar keins und lassen mich zu Fuß heimgehen. Ich kehrte nochmals um, und Zorn und Bitterkeit machten mir heiß. Nicht weit von dem Hofe begegnete mir der Knecht, der gemächlich daher fuhr, und glücklicherweise fand ich jetzt den Kirschengeist, den du mir mitgegeben. Die Stunde, die ich in halbwachem Zustande hierher fuhr, ich kann dir nicht sagen, was mir da Alles durch die Seele ging. König Salomo und Jesus Sirach haben viel berichtet, was ein böses Weib ist; ich kann ihnen jetzt noch mit einem guten Posten aushelfen. Aber liebes Herz, was wäre die Güte, die Menschenliebe, die sich nie an bösen Menschen erprobte? Dennoch bin ich froh, daß ich mich von hier

abgemeldet habe; die fünfziger Jahre, in die ich nun bald trete, bedürfen einer ruhigern Arbeit, ich habe in meiner Jugend hartes Holz genug gebohrt; und wenn ich meine Stelle darüber verliere, dabei bleibe ich fest: ich traue den Adam nur mit der Martina."

Aufathmend und sich eine Thräne aus dem Auge wischend, sagte die Pfarrerin: „Ja, es wird gut sein, wenn wir in eine andere Gegend kommen, zu Menschen milderer Sitten, die auch mehr erkennen, was du bist."

„Vergiß nicht," entgegnete der Pfarrer, „daß wenn wir auch hier viel mit Rohheit kämpfen müssen, wir auch gute Menschen haben. In unserm neuen Bestimmungsorte wird es auch gute und böse Menschen geben und Arbeit genug. Jetzt aber, ich bin entsetzlich müde. Vor elf Uhr bin ich für Niemand da. Ich will jetzt schlafen, halte Ruhe. Gute Nacht oder guten Morgen! Wenn ich wieder aufstehe, ist ein Jahr vorüber seit dieser Röttmännischen Nacht."

Der Pfarrer ging nach der Kammer, die geschickterweise durch denselben Stubenofen geheizt wurde, denn der Ofen stand in der Wand. Bald war's stille wie um Mitternacht im Hause. Die Pfarrerin ging immer auf den Zehen umher, und über das Vogelbauer hing

sie ein Tuch, damit der Vogel schweige. Den lärmend zudringlichen Bettlern draußen, den Sperlingen und Goldammern, gab sie heute zum zweitenmale ihr Frühstück. Der Wind nahm schnell die Brodstückchen mit fort, die sie auf das Fenstersims legte; die Hungrigen schienen aber doch ihre Nahrung zu finden, denn sie flogen still davon, als wüßten sie's, daß der Pfarrer nicht geweckt werden dürfe. Die Pfarrerin saß mit ihrer Stickerei am Fenster und ermahnte jeden Daherkommenden mit bedeutsamen Winken zur Ruhe und Stille; sie sah die willkommenste Erscheinung auf dem Lande, den Postboten, gegen das Haus kommen und ging ihm, damit er nicht klingle, rasch vor's Haus entgegen, empfing mehrere Pakete aus der Residenz von Eltern und Geschwistern; sie öffnete die Pakete nicht, ihr Mann sollte auch dabei sein und die Freude der Ueberraschung haben. Von den Briefen war keiner an sie selbst gerichtet, einer trug das Siegel des Dekanatamtes.

Siebentes Kapitel.

Beim Schilder-David.

„O weh! die Leegart!“ hatte der kleine Joseph gerufen, und der Großvater gab ihm dafür eine Tüchtige hinter's Ohr. Der Knabe schrie, der Großvater zankte, und die Mutter schrie und zankte zugleich, denn der Großvater duldete es nicht, daß sie den Knaben mit einem guten Wort beschwichtigte, und die Leegart sagte mit weisem, allerdings etwas näselndem Tone: „Das ist ja schrecklich, was ich da für einen Empfang bekomme! Ich sollte nur gleich wieder umkehren; man könnte abergläubisch sein. Aber nur um Gotteswillen keinen Aberglauben! Das ist das Schrecklichste auf der Welt; da plagen sich die Menschen mit Sachen herum, die gar nicht da sind, und man hat schon Plage genug mit Sachen, die wirklich da sind. Nein, ich bleib'. Guten Morgen,

Joseph! sag' schön guten Morgen! So, so, gib mir die Hand."

„Der Bub hat heute Nacht nicht geschlafen und weiß nicht, was er redet," suchte Martina zu entschuldigen.

„Braucht keine Entschuldigung, es wird weiter nichts davon geredet," sagte Leegart und legte ihre Scheere mit dem großen und dem kleinen Griff, daneben eine kleine Scheere, Nadelzeug und Wachsstock, alles auf dem Paradekissen, worin ein schwerer Backstein eingehüllt war, auf den Tisch. Hiermit hatte sie Besitz ergriffen vom Hause, und sie regierte es, wie von festem Thron herab, denn sie stand den ganzen Tag nicht mehr auf. Bevor sie sich indeß niederließ, ging sie in die Kammer und kam um einen Rock verschmälert wieder zurück, denn sie ließ sich nur sehr sauber gekleidet auf der Straße sehen, wollte aber ihren guten Rock nicht versitzen. Sie rückte sich beim Wiedereintritt den Tisch bequemlich zurecht, setzte sich, und Martina rückte ihr den Schemel unter die Füße, und nun gab Leegart ihre Befehle kurz und klar, und so sagte sie jetzt: „Martina, bring' das Essen."

Martina brachte den Haferbrei, stellte ihn auf

den Tisch. Joseph betete vor, und aus der Auswahl seiner Gebete heute das kürzeste:

Speis' Gott, tränk' Gott alle armen Kind,
Die auf Erden sind. Amen.

Joseph hatte seine Thränen getrocknet, er saß zwischen Großvater und Großmutter, und nach dem Gebete war es nun still und ruhig am Tisch. Jeder schöpfte sich mit seinem Löffel aus der Pfanne und es gab gar keine Grenzstreitigkeiten.

In der Stube war Alles sauber, wenn auch ärmlich und eng. An der Ofenwand, gerade über dem großen alten Stuhl, war ein Nagel mit einem messingenen Kopfe eingeschlagen, da hatte einst der Confirmandenspruch der Martina gehangen; jetzt ist der Nagel leer, nie wird etwas daran gehängt. Martina schaute nicht gern dort hinauf, und David hatte strengen Befehl gegeben, daß man den Nagel nicht ausziehe.

Das Haupt des Hauses, der Schilder-David, ist ein Mann in vorgerückten Jahren, es läßt sich aber nicht gut erkennen, wie alt er sein mag. Er hat dichte, schneeweiße und kurzgehaltene Haare auf dem Kopfe, und von den Schläfen rings um das Gesicht läuft ein schneeweißer, etwas flockiger Bart. Das

Gesicht aber hat noch etwas jugendlich Frisches, zumal die tief blauen Augen, die mit den schwarzen Brauen fast fremd darin erscheinen.

Die Frau des Schilder-David ist ebenfalls eine große schlanke Gestalt, von ihrem Gesicht kann man aber wenig sehen. Sie hat beständig mit dicken Tüchern das ganze Gesicht verbunden, und wenn sie spricht, merkt man an ihren mühsam hervorgebrachten Lauten, daß sie sich selber nicht hört.

Die Näherin Leegart ist eine feine, blasse, fast vornehme Erscheinung, schon bei Jahren, aber man sieht ihr noch immer die Spuren ehemaliger besonderer Schönheit an; dabei trägt sie sich immer leicht und fein. Die schwarztuchene Jacke ist nur oben am Hals zugeknöpft, von da an ist sie frei und offen und zeigt einen breiten, schneeweißen Brustlatz. Wer es nicht weiß, merkt es kaum, daß sie bisweilen eine kleine Prise nimmt; man sieht ihre Dose nie, und sie nimmt die Prise so schnell und zierlich, daß sie kaum mit den Fingern die feingeschnitzelte Nase berührt.

Der kleine Joseph, man sollte es nicht glauben, daß er vor wenig Wochen erst sechs Jahre alt geworden ist; man schätzt ihn leicht drei Jahre älter.

Derb und mächtig in Gliedern, was man hier zu Lande einen vollmastigen Jungen nennt, ein wilder blonder Krauskopf, zu dem sich aber die dunkeln Augen mit breiten Brauen — es sind die Augen der Mutter — seltsam ausnehmen. Der kleine Joseph ist der eigentliche Mittelpunkt des Hauses, und man merkt's schon daran, daß sein alberner Willkomms-gruß fast Alles aus der Ordnung brachte.

Man schwieg geraume Zeit bei dem Essen. Leegart berichtete indessen, daß der Pfarrer heute Nacht zur Röttmännin geholt worden sei.

„Wir reden nicht von der Röttmännin,“ sagte der Schilder-David, und warf dabei einen bedeut-samen Blick auf die Leegart und wieder auf den Joseph.

Man stand vom Tisch auf. Joseph wurde das Maaß zur Jacke genommen, dann wurden mit Kreide die Linien auf den grünen Manchester gezeichnet, und die große Scheere der Leegart schnitt mit jenem eigenthümlichen, auf dem Tische nachsurrenden Tone das Zeug zur Jacke zurecht.

„Bleib' du heute daheim, die Mühle ist zu-gefroren,“ sagte der Schilder-David zu Joseph und ging nach seiner Werkstätte. Diese war auf einem

Speicher der untern Sägmühle in einem kleinen Verschlage. Hier stand eine Drehbank mit einem Riemen an einer Walze, die an das Triebrad in der untern Mühle befestigt war, und die Wasserkraft, die das große Werk trieb, drehte auch die Welle, an der David die Uhrenschilder verfertigte.

Der kleine Joseph stand wie verstoßen da, als der Großvater ganz gegen seine Gewohnheit so allein fortgegangen war. Sonst hatte er den Joseph immer bei sich, der ihm den Windofen mit Spänen heizte, die unfertigen Bretter zutrug und die fertigen wieder abnahm und schön ordnete. Die Mutter nahm den Knaben mit in die Küche, und hier fragte sie: „Joseph, was ist denn mit dir? Warum hast du denn so bös gerufen: o weh, die Leegart? Sie ist ja so gut, ist deine Gevatterin und macht dir eine so schöne Jacke?"

Joseph schwieg.

Ein Kind weiß kaum mehr, was es vor wenigen Minuten gethan hat, und nun gar der Fortsetzungen und Folgerungen in seinen Gedanken ist es sich nicht bewußt und kann sie darum nicht darlegen. Seine Aussprüche sind fast wie Vogelsang, ohne Rhythmus, aber doch aus einem verborgenen Leben kommend.

Nach einer Weile begann Joseph von selbst: „Mutter, kommt denn der Vater heute nicht? Du hast's ja gesagt."

„Er kommt, er kommt gewiß," antwortete Martina und seufzte tief. Jetzt ward es ihr erst deutlich, warum Joseph „o weh, die Leegart" gerufen hatte. Als sie dieser die Thür weit aufgemacht, hatte Joseph gewiß geglaubt, der Vater komme, und darum hatte er den bösen Ausruf gethan, weil es eine andere Person war als der Vater. Immer weiter sprach Joseph, wie ihn der Vater auf's Pferd nehmen und wie er ihm ein eigenes Pferd schenken müsse.

Martina hätte gern das Sinnen des Kindes vom Vater abgelenkt, aber es gelang nicht. Sie hatte in ihrer Herzensbedrängniß zu oft von ihm erzählt; was sie sich selber sagen wollte, hatte sie oft an das Kind hingesprochen, und nun war das halbklare Sinnen und Denken des Kindes ganz auf den Vater gerichtet. Es hatte sich die abenteuerlichsten Vorstellungen von ihm gemacht und immer wieder gefragt, warum denn die Großeltern den Vater so plagen und ihn nicht heimkommen ließen.

„Welchen Weg kommt der Vater heute?" fragte Joseph.

„Ich weiß nicht.“

„Ja, du weißt's, sag's, du mußt's sagen,“ klagte weinend der kleine Joseph. Und die Mutter erwiderte, ihn an sich ziehend: „Sei still, ganz still, daß Niemand davon hört. Wenn du ganz still bist, sag ich dir's.“

Der Knabe schluckte die Thränen gewaltsam hinab, und die Mutter erzählte ihm nun, was für schöne Sachen er zu Weihnachten bekomme, und fragte ihn aus, was er sich noch wünsche. Der Knabe wünschte sich weiter nichts als ein Pferd. Die Leute hatten ihm gesagt, daß sein Vater vierzehn Pferde im Stalle habe, und alle Ablenkung half nichts, da war er mit seinen Gedanken wieder beim Vater und wiederholte: „Sag', welchen Weg kommt er?“

Leise erwiderte die Mutter: „Du darfst keiner Menschenseele ein Wort davon sagen, daß der Vater heut' kommt. Gib mir die Hand darauf, keiner Menschenseele!“ Der Knabe gab der Mutter die Hand und schaute sie mit den verweinten Augen groß an.

Martina schwieg. Sie glaubte, daß der Knabe beruhigt sei, aber dieser fragte wieder mit halsstarriger Festigkeit: „Welchen Weg kommt er denn? Sag's!“

„Es gibt verschiedene Wege, ich mein', er kommt den Hohltobel herauf. Jetzt ist's aber genug. Kein Wort mehr. Geh', hol' mir Tannzapfen von der Bühne herunter.“ Der Knabe ging, das Befohlene zu holen, und die Mutter dachte still lächelnd: „Das wird ein ganzer Mann, wenn der einmal was will, läßt er nicht davon ab.“

Sie ging mit dem Knaben in die Stube, aber die Leegart sagte: „Schick' den Joseph fort, man kann ja gar nichts reden vor dem Kind.“

„Joseph, geh zum Häspele, sieh zu, er macht dir neue Stiefel,“ sagte die Mutter. Joseph wollte nicht gehen, aber er wurde mit Gewalt zum Hause hinausgeschoben. Da stand der Knabe trotzig und sagte: „Wenn der Vater kommt, sag' ich ihm Alles. Ich soll nirgends sein, nicht beim Großvater und nicht daheim.“ Er ging indeß doch zum Häspele und war dort munter und guter Dinge; denn der Häspele liebte den Knaben, und wenn dieser an dem Spielzeug, das er ihm gab, keine Freude mehr fand, hatte er ein ergiebiges Gespräch.

Seit bald einem Jahre versprach er dem Joseph beständig, daß er ihm einen Hund schenke, und nun war Joseph auch sehr erfinderisch, wie der Hund

aussehen und was er für Kunststücke können müsse. Häspele behielt dabei den guten Vorwand, daß er lange zu suchen habe, bis er einen solchen Hund finde, der bald groß und bald klein, bald vier weiße Füße haben, bald ganz braun, bald ein Wolfshund, bald ein Spitz sein sollte.

Unterdessen beredete sich Leegart mit Martina und fand es unbegreiflich, daß Martina sich nicht erkundigte, ob ihre Todfeindin nicht endlich aus der Welt sei. Sie solle im Pfarrhaus fragen, wie's mit der Röttmännin stände.

„Du weißt ja," sagte Martina, „daß mich der Pfarrer vordem gern im Hause gesehen hat, aber seitdem nicht mehr. Ich kann ohne Ausrede nicht hingehen, wenn er da ist."

„Gut, so geh heim in mein Haus, auf meiner Kommode am Spiegel in der porzellanenen Suppenschüssel liegen drei Nachthauben, die gehören der Pfarrerin; bring' sie ihr von mir, und da wirst du dann schon hören, wie es ist."

Martina that, wie ihr geheißen.

Achtes Kapitel.

Warm und wohl im Pfarrhause.

Kann es für solch eine Frau, wie die Röttmännin, auch ein heiliges Fest geben? Kann es eine Menschenseele geben, und sie muß aus der Welt gehen und hat nie jenen Wonneschauer empfunden, der das eigne Leben und das Leben der Menschheit zur Glückseligkeit macht? Daß es solche Menschen gibt, das wirft einen Schatten auf die Welt und läßt Niemand vollkommen froh werden.

So überlegte die Pfarrerin hin und her, als sie am Fenster saß. Sie verscheuchte aber bald alle Schatten, und in ihrer Seele war's wie der helle Morgen eines unendlichen Festtages, der ein Strahl aus der Ewigkeit ist. Sie stand auf und ging wie ein glückseliger stiller Geist im Hause umher. Die kommenden Festtage, und dazu der Gedanke, daß sie auch ihren Bruder bei sich habe, warfen einen

Glanz und eine Freudigkeit auf ihr ganzes Wesen, daß sie Alles anlächelte, und während sie dem Bruder, der hungrig von der Jagd kommen werde, ein gutes Frühstück bereit stellte, lächelte sie dem Schinken, der Butter und den Eiern zu, als müßte sie ihnen danken, daß sie die brave Eigenschaft haben, die Menschen zu nähren und zu kräftigen. Die Speisen können nicht Rede und Antwort geben, aber die Magd spürt es, daß die Pfarrerin gern vom Bruder hört, und sie sagt:

„Der Herr Bruder ist ein schöner feiner Herr. Wie er gestern Abend gekommen ist, hab' ich gemeint, es wär' der Prinz, der vorigen Winter hier durch auf die Jagd gefahren ist.“ Die Magd wischte sich dabei das Gesicht mit der Schürze ab, um sich auch schön zu machen. „Ich bin nur froh, daß wir die Gans geschlachtet haben,“ setzte sie hinzu, und liebäugelte mit der vor dem Küchenfenster Hängenden.

Bruder Eduard kam schon gegen zehn Uhr wieder heim. Die Pfarrerin bedeutete ihm, daß der Pfarrer schliefe, und er stellte sein Jagdgewehr so leise in die Ecke, als wäre es von Baumwolle. Die Pfarrerin freute sich des Jägerappetits, setzte sich mit ihrer Stickerei zum Bruder und erzählte

ihm von den Begegnissen des Pfarrers. Der Bruder dagegen berichtete, daß er nichts geschossen, denn er sei, wie er fest glaube, dem Wolf auf der Fährte gewesen; bei einer Schlucht habe er sie indeß verloren, da er es nicht wagen konnte, allein da hinabzusteigen. Er war bis zur Heidenmühle gekommen, und er schilderte mit wahrem Entzücken die großartige und schauerliche Landschaft, wie da die Wasserstürze gefroren seien und ganze Felsen wie feingeschliffene Spiegel glitzerten. Je schauerlicher der Bruder die Landschaft schilderte, um so behaglicher war's jetzt in der Stube, und so still und wohlig, wie sich die Wärme in der Stube ausbreitete, sprachen Bruder und Schwester mit einander; der Pendelschlag der Uhr und das Knistern des Holzes im Ofen war lauter als ihre Rede. Draußen fielen einige Schneeflocken langsam und gemächlich herab, wie erst zum Spiel sich behaglich wiegend, und in der Stube war's zwiefach heimelich.

„Ich muß dir doch auch noch ein Abenteuer berichten," nahm Eduard wieder auf.

„Willst du nicht warten bis mein Mann aufwacht, damit du nicht zweimal erzählen mußt?"

„Nein, ich erzähl's nur dir, und du mußt mir

Verschwiegenheit geloben. — Ich stehe nicht weit von der Heidenmühle hinter einem Busch auf Anstand, ich denke, der Wolf kommt doch noch wieder; da sehe ich zwei Mädchen des Weges daher kommen, sie bleiben nicht weit von meinem Verstecke stehen, und das eine Mädchen sagt: so will ich dir hier Ade sagen, ich danke dir für deine Gutheit, meine Mutter im Himmel wird dir's vergelten, aber es ist vorbei, ich muß. O lieber Gott, warum ist's denn nicht mehr wahr, daß man von einem bösen Weib in einen Raben verzaubert werden kann? Ich wollt', ich wäre der Rabe, der da fliegt, dann könnte ich fortfliegen und brauchte nicht da hinauf in die rothe Hölle. Schau, der Schnee schmilzt von meinen Thränen, die darauf fallen, aber das böse Herz schmilzt nicht, und mein Vater ist ganz verwandelt. — Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden, und die Andere ging von dannen. Die Weinende kehrte nach der Mühle zurück; ich hielt mich nicht, ich trat ihr in den Weg, ich bereute es fast, es lag ein großer Schmerz auf dem jugendlich schönen, frischen Antlitze, ich hätte ihr gern einen Trost gesagt, aber ich wußte nicht, was ich vorbringen sollte, ich sagte ihr nur einfach guten Tag; sie sah mich groß an, stand

einen Augenblick still verwundert, dann ging sie ihres Weges.“

„Das ist des Heidenmüllers Toni,“ ergänzte die Pfarrerin, „ein herzig gutes Mädchen, sie soll Braut werden mit Adam Röttmann.“

„Entsetzlich!“ schaltete der junge Landwirth ein.

„Ja wohl entsetzlich. Die Toni ist das einzige Kind des Heidenmüllers. Sie hatte eine brave Mutter; so lang die lebte, war die Heidenmühle das erste Ehrenhaus unserer Gemeinde und Schutz und Zuflucht aller Armen. Die kleine Toni ging bis vor vier Jahren täglich den gut anderthalb Stunden weiten Weg in die Schule, und im Winter kam sie auf einem Esel dahergeritten. Solch ein Kind, das Jahrelang täglich allein den weiten Weg durch das Felsenthal und den Wald macht, muß sinnig und reich an Beobachtungen werden; natürlich nur, wenn es geweckten Geistes ist, denn es gehen auch viele dumpf dahin, und wissen nichts von sich und nichts von der Welt. Die kleine Toni aber war ein aufgewecktes Kind, und man hörte sie oft im Walde ihre Sprüche laut hersagen und ihre Lieder singen. Sie hat eine wunderbar schöne Stimme. Nun starb vor zwei Jahren ihre Mutter, und der Vormund, der für das Kind

dem Vater beigegeben wird, ist der Rößlewirth von Wengern, und bald darauf heirathet dessen Schwester den Heidenmüller; bei der hat nun das arme Kind keine gute Stunde mehr, und der Vormund ist der Bruder der Stiefmutter, und so wird es kommen, daß die Toni den Adam Röttmann heirathet."

Plötzlich fuhr die Pfarrerin auf, sich unterbrechend: „Ei, ei! Da muß die Hausthür offen geblieben sein, ich höre Jemand die Treppe heraufkommen."

„St! Still! Ruhe!" beschwichtigte sie und öffnete die Thür. „Ei du bist's, Martina? Komm herein, aber ruhig, der Herr Pfarrer schläft. Was bringst du denn?"

„Einen schönen Gruß von der Leegart und hier schickt sie die Hauben."

„Warum kommt sie nicht selbst?"

„Sie ist bei uns und macht meinem Joseph heut' eine neue Jacke."

„Du putzest den Joseph zu sehr auf, du verdirbst ihn," sagte die Pfarrerin.

„Die Leegart nimmt keinen Lohn von mir," sagte Martina, scheu sich wendend, und in diesem Augenblick fiel ihr das rothe Tuch, mit dem sie den Kopf verhüllt hatte, in den Nacken. Der junge Mann

betrachtete forschenden Blickes das schöne länglichvolle Antlitz mit den großen dunkelbraunen Augen. Martina spürte den Blick und schlug die Augen nieder, wie gebannt. Sie tastete an der Thür hin und her nach der Klinke, als wäre sie im Finstern. Die Pfarrerin folgte ihr indeß aus der Stube und sagte:

„Du möchtest wohl wissen, wie es der Röttmännin geht? Es geht ihr so, wie sie ist, bös. Sie hat heut' in der Nacht den Herrn rufen lassen, sie ist aber gar nicht schwer krank, im Gegentheil.“

„Gott ist mein Zeuge, ich wünsche nicht ihren Tod,“ betheuerte Martina und legte beide Hände auf die Brust.

„Ich glaub' dir's. Der Herr hat auch einen schweren Streit mit ihr gehabt, er bleibt aber dabei, er traut den Adam mit Niemand anders, als mit dir. Ich will dir Alles ein andermal erzählen,“ schloß die Pfarrerin und wollte nach der Stube. Martina aber sagte weinend:

„O liebe Frau Pfarrerin, mein Joseph, ich weiß gar nicht, was mit dem Buben seit ein paar Tagen ist; er redet und denkt gar nichts Anderes, als vom Vater. Ich muß ihm davon erzählen, bis er einschläft, und Morgens ist wieder sein erstes Wort

der Vater. In die Schule, das hat er geschworen, geht er nicht mehr; sie schimpfen ihn dort das Füllen, weil man seinen Vater den Gaul heißt," fügte Martina unter Weinen lachend hinzu, und selbst die Pfarrerin konnte nicht anders als lachen; sie schloß aber schnell:

„Ich kann mich jetzt nicht bei dir aufhalten, das ist mein jüngster Bruder, der zu Besuch gekommen ist. Sei recht stark gegen deinen Joseph, das ganze Dorf hat das Kind verwöhnt. Komm in den Feiertagen einmal herüber. Mach' die Hausthür leise zu."

Martina ging schweren Schrittes heimwärts und in ihr sang es wieder:

Komm ich Morgens auf die Gassen,
Seh'n mir's alle Leute an,
Meine Augen steh'n voll Wasser,
Weil ich dich nicht lassen kann.

Die Pfarrerin war indeß wieder in die Stube zurückgekehrt, und Bruder Eduard bekundete, daß er nicht nur für Landschaftsbilder, sondern auch für menschliche Wohlgestalt ein scharfes Auge habe. Er sprach sein herzliches Bedauern aus, daß eine solche Erscheinung in Noth und Elend verkümmern müsse.

„Ja," setzte die Pfarrerin hinzu, „wie du das Mädchen jetzt siehst, hättest du sie ein Jahr nach ihrem Fall kaum mehr gekannt, sie sah zum Sterben hinfällig aus. Man erzählt, ein Wort der Leegart habe sie aufgerichtet, denn diese sagte: gräm' dich nicht so ab, sonst sagen die Leute, er hat Recht, daß er so eine verbuttete sitzen läßt. Und diese Zurede und das Gedeihen des Joseph gaben Martina wieder neues Leben."

Während die Pfarrerin mit dem Bruder sprach und ihm eifrig zuhörte, horchte sie dabei doch immer nach der Kammer. Jetzt vernahm sie, daß der Pfarrer aufgestanden war, er summte die Weise, die sie gestern Abend mit Eduard gesungen, und schnell setzte sie sich an das Klavier und sang mit dem Bruder abermals:

Laß Glück, laß Schmerz uns theilen.

Der Pfarrer kam freudig lächelnd in die Stube.

Der Pfarrer mußte indeß in seinen Schlaf hinein doch Manches gehört haben, denn er sagte nach einer Weile:

„Lina, die Martina ist vorhin da gewesen. Ich muß bitten, daß es bei meiner Anordnung bleibe, daß sie nicht in unserm Haus aus- und eingeht."

„Sie sind doch sonst so mild,“ wagte Eduard einzuwerfen.

„Mag sein, aber das schließt die Strenge nicht aus, wo sie nothwendig ist. Wer sich verfehlt hat, mag sich still bessern, aber die Bevorzugung, im Pfarrhause heimisch zu sein, gehört ihm nicht mehr. Es ist der Verderb aller Humanität, wenn man sie zur weichlichen Straflosigkeit werden läßt.“

Die sonst so sanften Mienen des Pfarrers waren bei diesen Worten streng und scharf. Bald setzte er indeß hinzu:

„Eduard, gib mir noch eine von deinen Cigarren.“

Die Drei saßen wieder behaglich beisammen.

Neuntes Kapitel.

Brautfahrt und Flucht.

Auf Röttmannshof wußte man nichts von Mozartschen Harmonien; ja seit bald sieben Jahren, seit Martina hier gedient, hatte man hier kein Lied vernommen. Sonst aber ging's hoch her im Hause; da war ein ewiges Braten und Schmoren, und wenn man gegen das Haus kam, bekam man immer einen Fettgeruch, und wer von Röttmannshof kam, hatte noch immer einen Schmalzduft an sich. Man sagt, es rieche so schmalzig um Röttmannshof herum, weil die alte Röttmännin ganze Töpfe ersticktem Schmalzes jedes Jahr auf den Weg gießen lasse. Sie läßt es lieber ersticken und zur Ungenießbarkeit verderben, ehe sie es einem Armen schenkt. Gearbeitet wurde eben nicht viel auf dem Hofe, denn der Holzbauer hat den Vortheil, daß ihm sein Besitzthum im Schlafe zuwächst, eigentlich ohne Arbeit.

Das Haus nahm sich seltsam aus in der schneeigen Landschaft. Es war um und um gegen die Unbilden des Wetters mit Schindeln verschient, die brandroth angestrichen sind. Es ist da ein Wohnen, wie im Feuer.

An diesem Morgen ging's wild her auf Röttmannshof, und nichts ist häßlicher, als wenn ein Morgen mit wüstem Lärm beginnt. Was müssen das für Menschen sein, die aus dem Schlaf sich erhebend alsbald in heiliger Frühe in lärmendes Schelten und Zanken ausbrechen, die darin fortfahren, als gäbe es gar keinen Schlaf, kein stilles Selbstvergessen des Menschen auf Erden, das ihn das Leben am Morgen wieder neu beginnen läßt?

War die alte Röttmännin schon damals, als sie noch schlafen konnte, immer morgens aufgestanden, als ginge es jetzt zum Vernichtungskrieg, so war jetzt, da sie an Schlaflosigkeit litt, ihre Unruhe kaum zu ertragen; sie regierte von ihrem Krankenlager aus mit doppelter Strenge, und unbegreiflich blieb's, wie sie dieses ewige Hetzen, diese ruhelose wilde Jagd aushielt.

„Ich bin gesund, ich gehe selber mit, und wenn ich sterbe, meinetwegen, wenn ich nur das noch fertig

gebracht habe. Geht hinaus, ihr Männer, ich ziehe mich ordentlich an; jetzt, an diesem Morgen muß es fertig werden mit des Heidenmüllers Toni. Was stehst du so lahm da, Adam? Sei froh, daß ich dir helfe, heißt das, der Vater und ich, du allein kommst dein Lebenlang zu nichts und bliebst in dem Elend. Wenn Niemand mehr etwas vermag, ich will den Schilderdrechslern zeigen, wer sie sind."

Die Männer mußten sich sonntäglich ankleiden, und sie sahen stattlich aus in ihren langen kragenlosen Röcken und den hohen, bis über's Knie heraufgezogenen Stiefeln. Diese hohen Stiefel sind das unbestrittene Recht des Großbauern; die Kleinbauern und Taglöhner gehen noch heutigen Tages in Schuhen mit kurzen, ledernen oder langen zwillichenen Beinkleidern. Die Röttmännin, die schon länger als ein Jahr nicht aus dem Hause gekommen, war auf einmal behend wie ein junges Mädchen. Der Kutschenschlitten wurde herausgebracht, Betten darein gesteckt, und die Eltern fuhren mit ihrem Sohn nach der Heidenmühle. Ein Bote war vorausgegangen, der sie ankündigte. Auf der Heidenmühle war des Staunens kein Ende über die Ankunft der Röttmännin; besonders die junge Heidenmüllerin that

überaus zärtlich, und die Tochter konnte nicht anders, sie mußte auch freundlich sein und hatte doch rothverweinte Augen, sonst aber sah sie stramm und wohlgestaltet aus, und ein Mann, der sie mit Liebe erwarb, konnte sich dessen freuen. Adam ließ sich in die Stube führen, wie wenn er keinen eigenen Willen hätte, und eben als auch hier im Thal die ersten Flocken des Schnees spielten, wurde der Handschlag gegeben. Adam war Bräutigam. Es war gar nicht, als ob er eine lebendige Hand darreichte und eine lebendige empfing, da Adam seiner Braut den Handschlag gab, aber er wußte sich zu helfen, er trank von dem guten rothen Wein, den der Heidenmüller aufsetzte, in mächtigen Zügen. Man saß schmausend bei einander bis zum Abend. Der Speidel-Röttmann konnte immerfort beharrlich trinken und eben so beharrlich essen, und er wirft immer rechts und links seinen beiden großen Hunden große Brocken in's Maul, das ist ein Schnappen rechts und links und ein Schmatzen in der Mitte, und kein Knochen bleibt unverzehrt; nur Trinken, Wein trinken und viel Wein trinken ist ein Vorzug des Menschen vor dem Thiere. Oft, wenn der Speidel-Röttmann das Glas an den Mund hielt, streichelte er den Kopf des

Hundes zur Linken, wie wenn er sagen wollte: das Trinken besorg' ich allein. Man zwang Adam, daß er mit seiner Braut in der Küche blieb, als sie Glühwein bereitete, und die beiden Alten tranken immer lustiger mit einander, während die beiden Mütter allerlei zischelten. Als die Väter darauf zu reden kamen, daß man die Sache mit Martina nun rasch abmachen könne, sagte der Heidenmüller lachend: „Es ist eine nichtsnutzige Jugend heutigen Tags."

„Sie hat kein rechtes Herz mehr," bestätigte der Speidel-Röttmann, „jetzt bald sieben Jahr plagt mein Adam sich und uns wegen so einem dummen Streich. Was haben wir uns in unserer Jugend aus so etwas gemacht?"

„Den Kukuk haben wir uns draus gemacht."

„Hast Recht, den Kukuk; der Kukuk macht's auch so. Stoß an, Kukuk!"

„Hast Recht, Kukuk!"

„Trink' aus, Kukuk!"

„Du auch, Kukuk."

Und die beiden Alten stießen mit einander an, tranken aus und riefen in's Glas hinein einander zu: Kukuk!

Der Würzwein kam, sie schenkten ein, riefen

wieder: „Kukuk!“ und tranken die hohen Gläser aus bis auf die Neige, füllten wieder frisch ein und lachten und erzählten einander tolle, übermüthige, wie sie es nannten, „herzhafte Schwänke, Schwänke überaus,“ und der Schluß war immer: die heutige Jugend ist nichts mehr nutz, sie hat keine Courage mehr.

In der Küche draußen stand aber Adam bei seiner Braut; er redete lange nichts und endlich fragte er: „Sag', warum hast du mich denn genommen? Du weißt doch, wie's mit mir ist?“ Weinend erwiderte die Braut:

„Es hat gewiß so lang die Welt steht, keiner seine Verlobte so gefragt; aber schau, Adam, das gefällt mir, daß du mich fragst, das ist ehrlich und ist ein guter Anfang, wenn es Gottes Wille ist, daß wir doch mit einander leben sollen, und es scheint, es muß sein. Schau, Adam, du kriegst die Martina nicht, und ich bin elend, elender als du dir denken kannst, und da habe ich gedacht: wir sind beide elend und vielleicht können wir beide einander helfen, und von der Stiefmutter fort muß ich, ich bin ihr überall im Weg, und du kannst dir nicht denken, wie es Einem ist, wenn man eine

Fremde über Kisten und Kasten gehen sieht, und sie schimpft auf Alles, was da war und mag's noch so gut und noch so prächtig sein. Mir blutet das Herz, wenn ich sehe, wie sie küchelt und mein Vater kriegt nichts davon, und dem Knecht hat sie die Tasse gegeben, die meiner Mutter gehört hat, und die Niemand hat anrühren dürfen, und sie hat's gethan, weil sie weiß, das kränkt mich. Ich werde selber böse und giftig, wenn ich noch länger dabei bin. Mir steht immer die Zunge voll Galle, und Worte sind mir auf den Lippen und Gedanken im Kopf, o schrecklich! Mir wär's am liebsten, wenn ich sechs Schuh unterm Boden läge, und ich läge da schon lange, wenn die gute Pfarrerin nicht wäre."

„Du dauerst mich," sagte Adam, „aber ich? Ich hab' meine rechte Mutter, und sie ist ärger als eine Stiefmutter. Ich sag's nicht gern, aber ich muß. Meine Martina hat mir geholfen, daß ich das ertrage und nicht davon laufe in die weite Welt. Und jetzt erst bin ich ein schlechter Kerl; früher bin ich bloß leichtsinnig gewesen. Es wäre mir lieber, du wärest recht herb und hart und giftig, nicht so, daß ich Mitleid mit dir haben muß, ich wollte dir's dann schon anthun, daß du mich wieder aufgeben

müßtest; aber jetzt — ich weiß nicht, wie ich's anfange, du dauerst mich, ja du dauerst mich im Grund des Herzens, aber denke nur einmal, wie's mit mir steht."

Es war ein schweres Reden, keinerlei freundliches Kosen, das die Beiden mit einander hatten, als die Braut eben den Glühwein über dem Herde kochte. Sie trug die volle Schüssel in die Stube, schenkte aber Adam vorher ein Glas ein. Als sie wieder herauskam, trank er ihr zu, und als er ausgetrunken hatte und sie ihm frisch einschenkte und mit ihm anstieß, sagte er: „Du bist eigentlich .... du bist hübscher als ich gewußt habe. Es ist doch nicht so bös, daß sie mich zwingen. Wenn nur das Eine nicht wäre, das Eine, dann wäre ich lustig. Wenn ich dich doch vor sieben Jahren so gesehen hätte wie jetzt, ich wäre der lustigste Bursch von der Welt. O! Ich spüre plötzlich einen Stich, als ob mir ein Messer mitten durch's Herz ginge. Hab' Geduld, ich kann jetzt kein Wort mehr reden."

Adam mußte sich auf einen Küchenstuhl niedersetzen, er hielt sich die Hand vor die Augen, dann sagte er endlich dumpf vor sich hin: „Siehst du? So geht mir's. Ich will dir was sagen: sag' meinen

Eltern und den deinigen nichts davon. Gib mir die Hand, versprich mir, daß du nichts sagst."

Die Braut gab Adam die Hand, die beiden Hände glühten jetzt, und Adam fuhr fort: „Gerade auf den heutigen Tag habe ich meiner Martina sagen lassen, daß ich zu ihnen komme, es ist bald zwei Jahr, daß ich in ein anderes Dorf in die Kirche gehen muß, und Spione habe ich immer um mich her, und ich habe meine Martina und . . . . . . meinen Joseph und die Andern in einem Jahr nicht gesprochen und jetzt muß ich mein Wort halten, und schau! Ich möchte dir gern einen Kuß geben, aber . . . ich thu's nicht . . . nein, ich thu's nicht . . . es wäre Sünde, ich geb' dir keinen, bis ich frei bin."

„Du bist brav, und du kannst ja ganz gut reden," lächelte die Braut, „und sagen die Leute, du seiest nur halb."

„Die Leute kennen mich auch nur halb, es kennt mich Niemand als meine Martina, sie hat's gesehen, und ich habe ihr kein Wort gesagt und ich hab's ihr angesehen und sie hat mir auch nichts gesagt, und doch haben wir's beide gewußt; sie merkt's, sie ist gescheit, sie merkt's, wie ich der reichste Bursch im ganzen Oberland bin und doch der ärmste; ja, sie

soll dir's erzählen, sie kann's besser wie ich; o, du kannst dir gar nicht denken, wie gescheit die ist, und ein gutes Herz hat sie, und dabei ist sie so lustig und so lieb und . . . und . . ."

Plötzlich starrte Adam drein; wem erzählt er denn das? Seiner jetzt verlobten Braut! und sie sah ihn eben an als müßte sie sich besinnen, wo sie denn seien und wer sie denn seien. Man hörte nichts als drinnen in der Stube die beiden Alten miteinander lachen und Kukuk rufen, und die beiden Frauen pisperten miteinander. Endlich sagte Adam: „Also, ich habe dein Wort, du sagst Niemand etwas davon. Ich gehe jetzt von dir weg, zu meiner Martina, . . . zur Martina . . . und — und — zu meinem . . . . . in's Dorf. Bis man den Lichterbaum angezündet, bin ich wieder da und dann ist's entweder — oder — Behüt' dich Gott derweil."

Die Braut sah verwundert auf, wie Adam seinen grauen Mantel überhängte, die Pelzmütze aufsetzte und den starken Knotenstock mit der großen scharfen Spitze ergriff und fröhlich schwang. Adam sah schön und fürchterlich zugleich aus. Er ging rasch von dannen, und die Braut saß still auf dem Herde. Nach einer Weile kam der Speidel-Röttmann und

fragte: „Was ist denn hier? die Hunde winseln drinnen in der Stube, wo ist der Adam?“

„Fort.“

„Wohin?“

„Ich darf's nicht sagen. Er kommt aber bald wieder.“

„So? Weiß schon wohin er ist. Sag' meiner Frau nichts, ich meine, sag' deinem Vater nichts. Ist er schon lange fort?“

„Kaum ein paar Minuten.“

„Schleich' dich hinein und hol' mir meinen Hut, daß sie nichts davon merken, gib Acht, daß die Hunde nicht herauskommen, — oder nein — — — ja, hole mir meinen Hut. Er ist ein Narr, du bist ja ein prächtiges Mädle.“

Die Braut entfernte sich vor dem zutäppischen Wesen des Speidel-Röttmann, brachte schnell Hut und Stock heraus, und der Alte gab ihr den Auftrag, sie solle nur sagen, er käme gleich wieder; und fort ging er und stellte den Stock immer weit voraus, ehe der Schritt nachkam. Er geht sicher.

Zehntes Kapitel.

Ein Vater, der seinen Sohn sucht.

Als Adam in's Freie kam, war es ihm plötzlich, als wache er auf: was ist geschehen? Wenn ich nicht will, ist nichts geschehen. — Es durchschauerte ihn, die Hand, die er zum Verspruch hergegeben, war plötzlich kalt und er wärmte sie an seinem heißen Pfeifenkopfe.

Der Weg von hier nach dem Dorfe war nicht zu verfehlen, aber aufpassen muß man, denn jäh am Wege geht die Thalschlucht hinab und in dichten Flocken fiel der Schnee und kaum zwanzig Schritte war Adam gegangen, als er bereits aussah, wie ein wandelnder Schneemann. Er mußte genau aufmerken, denn er sah keinen Weg vor sich, aber hier kannte er jeden Baum, jedes Felsstück am Weg und er fand sich zurecht. Als er jetzt auf der kleinen Anhöhe, wo es wieder thalwärts geht, noch einmal

zurückschaute und die Lichter in der Heidenmühle herüberblinken sah, zog es ihn mächtig dorthin zurück: „Es ist doch ein prächtiges Mädchen und Tausende haben schon das Gleiche gethan wie du und sind glücklich und sind fröhlich; kehr' um!" . . . .

Aber er schritt bei diesen Gedanken doch immer fürbaß den Berg hinab und die Lichter aus der Heidenmühle verschwanden hinter ihm. Und jetzt wurde es ihm leichter zu Muth, und in den Schnee hinaus erhob er die Faust zum Himmel und schwur: „Ich kehre nicht mehr heim, ich will lieber ein armer Knecht sein und mein Lebenlang taglöhnern, ehe ich meine Martina verlasse und mein Kind, meinen Joseph; ich habe seit zwei Jahren seine Stimme nicht gehört, er muß schon recht gewachsen sein, und Vater soll er sagen, Vater!"

Plötzlich stand Adam still: Vater! Vater! ruft eine Kindesstimme durch den Wald. Jetzt noch einmal: Vater! Ganz deutlich. — Nein, du mußt dich täuschen; wie kann das sein? Der Glühwein benebelt dich.

Adam zündete sich seine Pfeife, die ihm ausgegangen war, wieder an, und bei dem kurzen Lichtschein sah er, daß in dem Schnee bald herüber, bald

hinüber am Wege Spuren von Hundstatzen liefen. Was ist das? Gewiß hat hier ein Hund seinen Herrn verloren und sucht ihn; aber ein Menschentritt ist nirgends zu sehen. Was geht's dich an? Mach', daß du fortkommst.

Still! Schon wieder! Eine Männerstimme ruft vom Berge: Adam! Adam! — Bist du wieder benebelt oder ist heute Nacht die Welt verhext?

Adam faßte seinen knotigen Stock mächtig in der Hand: sie soll nur kommen, die ganze Hexenwelt, die ganze Hölle, wenn sie will, ich fürchte mich nicht. Aber so ist es ja, ich stecke in der Hölle, weil ich wie ein lahmer, läppischer Gesell die langen Jahre nachgegeben und, verzeih' mir's Gott, geglaubt habe, meine Mutter könnte doch nachgeben, man könne ein Hufeisen weich kochen; und jetzt habe ich noch die Fastnachtsposse mit mir spielen lassen und bin Bräutigam geworden, aber ich thu's nicht, ich will's nicht, und wenn die ganze Welt kommt, meinen Willen muß ich haben; meine Martina und meinen Joseph. Komm nur, du verdammte, verfluchte, verhexte Welt. Was ist das? Da ist der Hund, dessen Fußstapfen du gesehen. Komm her, Hund! — — Da komm her! — Er kommt nicht . . . Herr Gott im

Himmel! Das ist der Wolf, auf den wir fahnden. Er bellt heißer, er kommt näher ..... Eine Minute stellten sich Adam die Haare zu Berge, dann aber: da hast du dein' Sach', und noch einmal, und noch einmal.

Der Wolf spürte, was für Schläge ein Mensch geben kann, der zur Brautschaft gezwungen ist und noch dazu ein Mensch wie Adam Röttmann; der Wolf bekam die Schläge für die ganze böse Welt, auf die Adam gern losgetrommelt hätte, und als das Thier schon niedergesunken war, Adam traute ihm nicht, sie sind schlimm die Wölfe, er schlug immer fort, unaufhörlich auf ihn los, bis er endlich mit dem Knittel den Wolf umdrehte, daß er die Läufe gegen den Himmel kehrte. Als der Wolf jetzt noch kein Lebenszeichen von sich gab, sagte Adam mit großer Ruhe: gut, du hast dein' Sach! Der Schweiß rann ihm von der Stirn, seine Pfeife hatte er verloren, sie war ihm aus dem Munde gefallen und eben das Feuer, das er dabei verschüttet, hatte den Wolf erschreckt. Adam wühlte überall herum nach seiner Pfeife, sie war nicht zu finden; endlich ließ er ab, faßte den Wolf am Genick und schleppte ihn so neben sich her den ganzen Weg. Als er endlich Lichter aus

dem Dorfe blinken sah, da lachte er vor sich hin: sie werden alle staunen im Dorf, wenn ich ihnen den Wolf bringe, den ich mit dem Knüttel todtgeschlagen habe. Und was wird erst mein Joseph sagen! Ja Bürschle, hab' Respekt, du hast einen starken Vater, und ich schneide dem Wolf gleich das Herz aus dem Leib, das mußt du bei dir tragen, daß du auch so stark wirst, wie dein Vater, meintwegen noch stärker.

Adam hatte recht gehört, da er hinter sich drein hatte „Adam!“ rufen hören; sein Vater war ihm gefolgt und hatte ihm gerufen. Wer weiß, ob er in dem blendenden Schneegestöber nicht vom Wege abgekommen! Hatte Adam auch recht gehört, da er im Walde von einer Kindesstimme hatte „Vater“ rufen hören? . . . .

Auf der Heidenmühle blieb es nicht lange verborgen, daß Vater und Sohn sich so räthselhaft entfernt hatten, und die Röttmännin wußte wohl, wo sie hingegangen waren. Sie schimpfte aber weit mehr auf ihren Mann, der ohne ihr etwas zu sagen dem einfältigen Gesellen nachgelaufen wäre; solche alberne Streiche mache er immer, wenn er sie nicht zu Rathe ziehe; Adam bekam auch seine Titel und sie waren

gar nicht von brautwerberischer Natur. Die Heidenmüllerin war klug genug, hinzuzufügen, die Röttmännin wisse sehr schöne Späße zu machen, sie gäbe Mann und Sohn Schimpfnamen, weil sie wohl wisse, daß sie die besten Ehrennamen verdienten, und beide Frauen schauten groß auf, als die Braut hinzusetzte: „Vom Adam habe ich nur Liebes, Gescheites und Gutes gehört, so lange er draußen bei mir gesessen hat.“ — Wie auf ein Commando fingen die beiden Frauen laut zu lachen an, und die Röttmännin streichelte die Braut und sagte ihr, sie sei klug; das sei die rechte Manier, wie man die Männer unterkriege, und unterducken müßten sie alle, sie seien alle nichtsnutz und erst die Frau mache den Mann. Sie gestattete nur die einzige Ausnahme des Vetter Heidenmüller. Dieser aber merkte nichts von der Ausnahme, die man mit ihm machte. Er lallte nur zu Allem, was man sagte, bis aus dem Lallen ein Husten wurde, daß man meinte, er müsse ersticken. Der Heidenmüller hatte ein schweres Wagstück ausgeführt, er hatte mit dem Speidel-Röttmann um die Wette trinken wollen, und das hat noch keiner ungestraft versucht.

Die Heidenmüllerin war sehr sorglich um ihren

Mann und brachte ihn nach der Kammer, dann kam sie in die Stube zurück und sagte: „Gottlob, er schläft ruhig; der kann keinem Röttmann die Stange halten, das sollt' er wissen."

Geschmeichelt über dieses Lob, sagte die Röttmännin: „Sorge dafür, daß er bei dem Husten bald sein Testament macht."

„Da sagen die Leute — Gott verzeih' mir's, daß ich so was nachsage, und ihr auch — da sagen die Leute," klagte die Heidenmüllerin, „die Röttmännin sei eine böse Frau! Gibt es denn eine bessere, die sich so einer verlassenen Wittfrau annimmt?"

Die Heidenmüllerin betrachtete sich jetzt schon als eine solche, und schaute gar erbarmungswürdig drein und rieb sich die Augen; da dies aber nichts nützte, faltete sie die Hände und betrachtete die Röttmännin wie anbetend, indem sie fortfuhr: „Und mir will sie Gutes zuwenden, und will nicht, daß ihr eigener leiblicher Sohn Alles bekommt."

Die Röttmännin dankte lächelnd; sie hatte sich nur vergessen, so war es doch nicht gemeint. Sie gönnte zwar ihrem Sohn nichts Gutes, aber so ein Narr ist sie doch nicht, daß sie einem Fremden Geld und Gut zuhegte, das in ihre Familie kommen kann.

Die Röttmännin drang nun wieder darauf, daß man ihrem Mann und ihrem Sohn Boten nachschicke. Der Oberknecht wurde herbeigerufen, der aber erklärte, er selbst gehe nicht und er wisse, daß auch keiner der Knechte bei diesem Wetter aus dem Hause gehe, und er muthe es ihnen auch nicht zu, und es sei überhaupt nicht nöthig, wenn die wilden Röttmänner in den Wald hinausliefen, sie wieder einzufangen, sie müßten von selber wieder kommen. Die wilde Röttmännin wollte nun, daß man wenigstens den Schlitten herausthue und sie heimbringe; zu Haus wolle sie dann schon ihrem Mann und dem Adam den Meister zeigen. Aber es war Niemand da, der sie führen wollte, und die Heidenmüllerin bat mit den süßesten Worten, und die Braut in treuherziger Ehrlichkeit, daß sie doch über Nacht hier bleibe; am Tag sei die Welt wieder ganz anders und Adam habe versprochen, bis man den Lichterbaum anzünde, wieder da zu sein. Sie setzte hinzu, daß die Kinder der Müllersknechte schon lange darauf warteten, daß man den Baum anzünde und ihnen bescheere. Die Heidenmüllerin und die Röttmännin lobten diesen Vorschlag sehr. Die Röttmännin lobte die Braut noch besonders wegen ihrer Gutmüthigkeit und gab

zu verstehen, sie wisse wohl, die Braut habe gewiß mit Adam eine schöne Ueberraschung abgekartet. Die Ruthe, die auch mit an den Baum gehängt werden sollte, zog die Röttmännin immer, sie mit der rechten haltend, durch die linke Hand und fuchtelte damit durch die Luft, daß es pfiff. Diese Musik schien sie sehr zu ergötzen.

Eilftes Kapitel.

Laßt die Kirche im Dorf.

„Wenn ich einen Besuch habe, ist mir's doppelt wohl, und weißt du warum? Erstlich schmeckt mir's besser. Man sage, was man wolle von der Schlechtigkeit des menschlichen Herzens, das Wohlgefühl, einen Gast zu bewirthen, das ist ein tiefer Zug allverbreiteter menschlicher Güte."

„Und zweitens?" fragte der junge Mann.

„Zweitens," erwiderte der Pfarrer, „wenn ich einen Gast habe, dann brauche ich diese Tage nicht auszugehen. Die Welt ist zu mir gekommen. Ich mache mit dem Angekommenen den ganzen langen Weg durch, da habe ich das Recht, zu Haus zu bleiben."

Es war ein unbeschreibliches Behagen, mit dem der Pfarrer nach Tische zu seinem Schwager diese Worte sagte. Es war kaum Nachmittag, aber es

begann bereits zu dämmern, und war der Schwager voll Ehrerbietung gegen den Pfarrer, so war der Pfarrer voll Glückseligkeit über das schwungvolle, zukunftsfrohe und dabei doch bedächtige Wesen des jungen Mannes. Es gibt noch junge Männer auf der Welt, das Elend der Verlebtheit, der öden Uebersättigung und Reizlosigkeit ist noch nicht in alle Kreise gedrungen. Es ist wieder eine frische Jugend in der Welt, anders als wir waren, aber es steckt eine sichere Zukunft darin, so dachte der Pfarrer vor sich hin, und alles, was der junge Mann sagte, nahm der Pfarrer mit einem tiefen Behagen auf. Diese Freude an der schönen jugendlichen Gestalt, wie überhaupt an Gedanken und Wesen des jungen Mannes, den der Pfarrer einst selber unterrichtet hatte, war etwas wie geistige Vaterfreude im besten Sinne. „Und du hast ein derbes Rückgrat in der Hand," sagte der Pfarrer, als er die gut ausgearbeitete Hand des Schwagers faßte, „heirathe aber Keine, die nicht singen kann, es wäre Schade, wenn ihr nicht zusammenstimmtet."

Die Wechselrede ging leicht hin und her, indem der junge Mann berichtete, wie so viele junge Männer sich aus dem Leben eines Landwirthes ein

falsches Ideal machen, und darum geistig und ökonomisch verkommen. Er selber hatte als Sohn eines höheren Justizbeamten ehedem viel an den Folgen falscher Voraussetzungen gelitten, bis er es gelernt hatte, an der unmittelbaren Feldarbeit seine Freude zu finden; er war jetzt Verwalter auf einem adeligen Gute, hatte aber seine Stelle gekündigt, um eine selbständige Pachtung zu übernehmen oder ein hinlängliches Bauerngut käuflich zu erwerben.

Mitten unter dem Gespräche hörte man vor dem Hause das Abtrappen des Schnees von den Füßen. Drei Männer standen unten; sie kamen herauf, es waren die Kirchenältesten.

„Eduard, komm in die andere Stube," sagte die Pfarrerin und setzte hinzu, „das ist mein Bruder, und dieß ist der Schilder-David, das der Harzbauer und das der Wagner."

„Willkommen," sagte der Schilder-David und reichte die Hand; „aber, wir bitten, bleiben Sie da, Frau Pfarrerin. Was wir zu sagen haben, ist gerade gut, wenn Sie dabei sind und auch der Herr Bruder."

„Setzt euch," sagte der Pfarrer.

„Dank' schön, ist nicht nöthig," erwiderte der

Schilder-David, der der erwählte Sprecher war; „Herr Pfarrer, mit kurzen Worten, man sagt im ganzen Dorf, wer's hereingebracht hat, wir wissen's nicht, und der Herr Pfarrer hat uns hundertmal in das Herz gepredigt, wenn man von einem Menschen etwas hört, was man nicht von ihm glauben mag, soll man gerades Wegs zu ihm gehen und ihn fragen. Also nichts für ungut, ist das wahr, Herr Pfarrer, daß Sie von uns fort wollen?"

„Ja."

Eine Weile war alles still in der Stube, und der Schilder-David begann endlich wieder: „So, jetzt glaub' ich dran, Herr Pfarrer. Wir haben vor Ihnen einen Pfarrer gehabt, der hat uns nicht leiden mögen, und wir haben ihn nicht leiden mögen. Kann es etwas Schrecklicheres geben? Wie soll Liebe, Güte und Frömmigkeit gedeihen, wo der das Wort spricht und der das Wort hört, nichts zu einander haben? Schrecklich, wenn's wieder so werden könnte. Wir wissen, daß Einige in der Gemeinde sind, die das gute Herz von unserm Herrn Pfarrer kränken, aber Herr Pfarrer, unser Herrgott hat Sodom verschonen wollen, wenn zwei Gerechte drinn sind, und Sie, Herr Pfarrer, wollen uns verdammen und verlassen, weil zwei oder

drei Schlechte unter uns sind?" Hier hielt der Schilder-David inne, aber der Pfarrer erwiderte nichts, und der Schilder-David fuhr fort: „Herr Pfarrer, wir brauchen Ihnen nicht zu erzählen, wie Sie uns in das Herz gewachsen sind. Wenn's besser für Sie ist anderswo, müssen wir Ihnen dazu Glück wünschen, aber Jedes im Dorfe, jeder Mann, jede Frau, jedes Kind, wann und wo eins dem Herrn Pfarrer begegnet ist, da ist's ihm gewesen, als wenn's ihm was Gutes schenken müßte, wie wenn es ihn nicht leer vorüber gehen lassen könne, und guten Morgen! oder guten Abend! ist noch gar nicht genug gewesen. Jetzt, Herr Pfarrer, also wir wünschen nur, daß es in dem neuen Orte auch wieder so sei, und daß der Herr Pfarrer dafür Sorge trage, daß wir wieder einen Mann kriegen, nicht wie er, das verlangen wir nicht, aber einen guten."

„Danke, danke," sagte der Pfarrer, „was ich vermag, soll geschehen."

„Nein, nein," sagte der Harzbauer, „der David sagt eigentlich gar nicht das, was wir haben sagen wollen. Wir meinen, der Herr Pfarrer soll das nicht thun, er soll bei uns bleiben, er soll, wie man im Sprüchwort sagt, die Kirche im Dorf lassen."

„Ich kann meine Bewerbung um die andere Stelle nicht zurücknehmen, wenn ich auch wollte.“

„Dann bitten wir den Herrn Pfarrer um Entschuldigung, daß wir ihn belästigt haben,“ sagte der Wagner mit einem gewissen stolzen Gefühl, daß er doch nun auch etwas gesagt habe und gewiß nicht das Dümmste.

Die Männer verließen die Stube; die Pfarrerin aber gab ihnen das Geleite die Treppe hinab und tröstete die Männer, daß noch nicht Alles verfehlt, und daß sie nicht schuld sei an dem Entschlusse des Pfarrers, der ihm schwer geworden; morgen werde schon wieder besser mit ihm zu reden sein, er sei heute nicht ganz frisch auf, er sei für nichts und wieder nichts heut' Nacht auf Röttmannshof geholt worden.

„Wie ich höre,“ sagte der Schilder-David, „sollen sie jetzt alle beisammen sein auf der Heidenmühle und den Verspruch halten. Ich hab's nicht glauben wollen, aber ich glaube jetzt Alles. Der Verspruch soll ihnen aber nichts nützen; wir geben nicht nach.“

Die Pfarrerin kehrte wieder in die Stube zurück, wo sie Mann und Bruder still neben einander sitzen sah. Keines redete mehr ein Wort. Die Abendglocken

läuteten, heute alle drei Glocken, denn es wurde das Fest eingeläutet, und in den Herzen der drei Menschen, die hier beisammen saßen, klang es auch gar seltsam, wenn auch keinem Ohr vernehmbar. Die Pfarrerin sagte endlich: „Es wird mir doch schwer sein, wenn ich diese Glocken nicht mehr höre. Was haben sie alles in uns wachgerufen!"

Der Pfarrer saß still am Fenster, und endlich sagte er halb für sich: „Das Schwerste ist der Entschluß, einmal die Gewohnheit zu lassen; nun ich ihn einmal gefaßt, vor mir und vor den Andern, wär's nicht gut, wenn's wieder rückgängig würde. Laß Licht in meine Stube bringen. Ich sehe dich bald wieder, Eduard."

Der Pfarrer ging in seine Stube.

Zwölftes Kapitel.

Wo ist der Joseph?

„Wo ist der Joseph?“ fragte der Schilder-David, als er heim kam.

„Er ist nicht da.“

„Ich hab' ihn doch heim geschickt wie ich zum Pfarrer gegangen bin.“

„Er ist nicht heim gekommen.“

„Er wird wieder drüben beim Häspele sein. Ich will nach ihm schauen,“ sagte Martina und machte sich auf. „Gib ihm gleich eine tüchtige Ohrfeige, weil er so eigenmächtig herum läuft,“ rief der Schilder-David der Weggehenden nach.

Martina kam bald zurück und sagte: „Joseph sei nicht beim Häspele und auch nicht mehr in der Werkstätte.“

„So ist der verdammte Bub wer weiß wohin. Ich will selber nach ihm umschauen.“

Der Schilder-David ging fort und fragte von Haus zu Haus nach Joseph. Niemand wußte Bescheid. Der Schilder-David ging wieder heim; der Knabe ist gewiß schon unterdeß nach Hause gekommen.

„Aber wo ist der Joseph?“ fragte ihn Martina, als er in die Hausflur eintrat, die als Küche diente.

„Wird gleich kommen,“ sagte der Großvater, ging aber doch durch's ganze Haus und durchsuchte alles. Er ruft auf den Speicherboden den Namen Joseph, und er erschrickt fast, wie er so in's Leere hinausruft; er rückt Schränke weg, hinter denen sich gar kein Mensch verstecken kann, selbst hinter dem Hause, am Bachsturze öffnete er die verdeckte Kalkgrube und dachte nicht daran, daß sie ja zugefroren war und Niemand hineinfallen konnte, und eben als er in's Haus zurück kam, begegnete er Häspele, der die neuen Stiefel für Joseph brachte; diesem vertraute er im Geheimen, daß er den Joseph suche, er sei in Aengsten, dem Kinde könne irgend etwas zugestoßen sein, er wisse nicht was, aber er sei in Angst.

„Habt ihr denn schon beim Waldhörnle nachgesehen? Ich höre ihn eben blasen und gar schön, und da ist der Joseph gewiß bei ihm. Da sind die Stiefel, ich will ihn suchen.“

Der gute Häspele sprang behend das Dorf hinab zu einem Strumpfwirker, der in seiner Stube saß und sich neue schöne Weisen auf dem Waldhorn einübte. Es klang schön durch die stille Nacht, wo man im Schnee seinen eigenen Tritt nicht hört; der Joseph hat Recht, daß er lieber beim Waldhörnle sitzt als daheim, aber er war auch nicht dort, und unterwegs verkündigte Häspele, daß man den Joseph suche, Niemand hatte ihn gesehen und er war nirgends zu finden. Häspele kam mit der traurigen Botschaft zu David, und dieser sagte: „Sei nur ruhig, sage nichts vor den Weibern, sonst geht gleich das Heulen an. Bleib' ein bischen da, er hat sich wohl versteckt, vielleicht kommt er gar mit den heiligen drei Königen, die jetzt herumgehen, und bildet sich noch was darauf ein; aber ich will ihm schon was einbilden."

Mit scheinbarer Ruhe setzte sich der David nieder, pfiff vor sich hin und fuchtelte mit der Hand in der Luft, in Gedanken an die zukünftigen Schläge.

„Ich warte ruhig," sagte er, wie sich selbst zuredend, stopfte sich seine Pfeife und rauchte dabei, und führte dabei immer aus, was für ein durchtriebener Schelm der Joseph sei; man dürfe es ihn aber nicht merken lassen, und daß er Einem solche

Angst mache, dafür müsse er büßen. David nahm die Bibel und las da weiter, wo er gestern Abend vorgelesen hatte; es war die Stelle, 2. Buch Samuel Kap. 12, wo König David um das kranke Kind trauert.

Das gab dem Lesenden keine Ruhe, er stand wieder auf, ging aus und ein, hinaushorchend. Es läutete mit allen Glocken das Fest ein. Jetzt wird er kommen. Es kam Niemand. Nun war an Verhehlen nicht mehr zu denken; der David ging rechts ab, Häspele links ab von Haus zu Haus. Nirgends eine Spur von Joseph. Niemand hatte ihn gesehen. Sie trafen Beide wieder am Hause zusammen. Die heiligen drei Könige hielten den Umzug, Joseph war nicht dabei. Jetzt war's nicht mehr zu verbergen.

„Martina, unser Joseph ist verschwunden," sagte der Großvater, und Martina that einen entsetzlichen Jammerschrei und rief:

„Darum also hat er mich heute Nacht dreimal geweckt und gefragt: Mutter, ist noch nicht Tag? Joseph! Joseph! Joseph! Wo bist du?" schrie sie durch's ganze Haus, den Berg hinauf, durch's ganze Dorf, in die Gärten hinein, in die Felder hinaus.

„O, wenn er verloren ist, dann sterbe ich, ich

höre das Jahr nicht mehr ausläuten im Dorf, und der Baum, den ich zu Schildern gekauft habe, den laßt zu Brettern versägen, und legt mich drein," so klagte der Schilder-David zu Martina, sie hörte ihn aber nicht mehr, denn sie war schon längst fortgerannt; die Halsbinde wurde David zu eng, er riß sie ab, sein ganzes Gesicht verzog sich schmerzhaft, er wollte das Weinen unterdrücken und konnte doch nicht. „Der Joseph ist gewiß in der Kirche," besann sich der Schilder-David plötzlich. Er eilte nach der Kirche, die offen stand und wo man eben die Vorbereitungen zum Gottesdienst um Mitternacht machte. Der Schulmeister ging mit einer einzigen Kerze darin umher und steckte viele Lichter auf den Altar.

„Joseph! Joseph! Bist du da?" schrie David in die Kirche hinein; es tönte mächtig. Dem Schulmeister fiel das Licht aus der Hand und er antwortete zitternd: „Es ist Niemand da, als ich. Was gibt's denn?"

„Ihr habt's zugegeben, daß ihn die Kinder in der Schule Füllen heißen, ihr seid auch mit Schuld, daß er davon und verloren ist," schrie David und eilte weg. Der Schulmeister fand sich mit diesem Vorwurf eben so im Dunkeln, wie in der Kirche,

wo er nach vielem Stolpern endlich die Wachskerze wieder fand.

Das ganze Dorf lief zusammen, und selbst der Waldhörnle kam mit seinem Waldhorn auf die Straße, hielt aber das Waldhorn schnell unter seinen alten Soldatenmantel, damit es nicht naß werde. „Ich will durch das ganze Dorf blasen," sagte er, „dann kommt er."

„Nein," hieß es, „die alte Röttmännin hat ihn stehlen lassen, sie will dich zwingen, Martina, daß du den Adam frei gibst, heute am Nachmittag ist er Bräutigam geworden mit des Heidenmüllers Toni; es ist ein Knecht von der Mühle hier gewesen, der Alles erzählt hat."

„Ich lasse mich nicht närrisch machen," schrie Martina. „Joseph! Joseph! Komm, deine Mutter ruft!"

Während man so bei einander stand, kam ein seltsam aussehendes Männchen das Thal herauf, ganz um und um behangen mit spitziger, weit aufgebauschter Last. Es war der Hutmacher aus der Stadt, der zu den Feiertagen die frisch aufgebügelten dreieckigen Hüte in das Dorf brachte.

„Was geht denn hier vor?" fragte das kleine Männchen.

„Wir suchen ein Kind, den Joseph, er ist verschwunden.“

„Wie alt ist das Kind?“

„Sechs Jahr vorbei.“

„Ein starker Bub mit einem großen Kopf und blond gerollten Haaren ist mir begegnet.“

„Ja, ja, er ist's, um Gottes willen, wo ist er?“ stürzte Martina auf den Mann zu, daß ihm alle seine Hüte in den Schnee fielen.

„Sei ruhig, ich hab' ihn nicht im Sack. Drunten im Wald begegnet mir auf einmal ein Bub. Ich frag' ihn: was thust du noch da so allein und es will Nacht werden? Wohin willst du? — Meinem Vater entgegen, er kommt den Weg herauf, hast du ihn nicht gesehen? — Wie sieht denn dein Vater aus? — Großmächtig stark. — Ich habe ihn nicht gesehen. Komm mit mir heim, Kind. — Nein, ich komme mit meinem Vater heim. — Ich fasse den Buben an und will ihn mit Gewalt mitnehmen, aber der ist störrisch und wild, er wischt mir aus und springt davon, wie ein Hirsch, und ich hör' ihn noch tief im Walde rufen: Vater! Vater!“

„Das ist der Joseph, um Gottes willen, ihm nach!“

„Wir alle gehen mit, alle!“

„Halt!“ trat Schilder-David vor, „halt! Hutmacher, willst du mit uns gehen?“

„Ich kann nicht, ich kann keinen Fuß mehr heben und es nützt auch nichts, es ist schon mehr als eine Stunde, seit ich das Kind gesehen, ich habe mich drüben auf dem Meierhof aufgehalten, wer weiß, wo das Kind jetzt ist; ich kann dir's ganz genau sagen, wo ich ihm begegnet bin, am Otterswanger Wald, bald dort beim Bach, wo die breite Buche steht. Es ist die einzig große, ihr kennt sie ja alle.“

„Gut, von dem Baum breche ich ihm einen Zweig ab und er soll an ihn gedenken,“ sagte der Schilder-David sich fassend.

„Nein, nicht schlagen,“ schrie Martina; sie konnte es nicht sagen, daß dieses die Stelle war, wo Adam sie zum Erstenmale geküßt; vielleicht liegt jetzt ihr Kind dort todt — erfroren —

„Es ist Nacht und man sieht nichts und der Schnee fällt immer mehr, holt Fackeln, laßt Sturm läuten, das muß der Pfarrer erlauben, kommt zum Pfarrhause!“ rief Häspele.

Martina aber wurde nach Hause gebracht, und als sie dort die neuen Stiefel auf dem Tische stehen

sah, klagte sie: „O Gott! Da sind seine Stiefel, wie hat er sich darauf gefreut, und deine lieben Füße sind erfroren — sind kalt — sind todt. —“

Die Frauen, die Martina umgaben, suchten sie zu trösten, und eine war sogar so klug, ihr zu sagen, erfrieren sei der leichteste Tod, man schlafe ein und wache nimmer auf.

„Man schläft auf der Erde ein und wacht im Himmel auf. O Gott! Mein Joseph hat's prophezeit; er war zu gescheit, zu gut, und seinem Vater ist er entgegen gegangen. Nein, ich will nicht sterben. Wenn du mit der Andern zur Kirche gehen willst, da wird mein Joseph vom Himmel herunterschreien: nein! und — — Vater! Vater! hat er gerufen, und sein Vater hat ihm nicht geantwortet, er kennt seine Stimme nicht. Du wirst sie kennen bei Tag und Nacht. In die Ohren rufen wird es dir dein Lebenlang: in deinem eigenen Wald ist dein Kind erfroren, geh' hinaus und schlag' ihn um, es nutzt nichts mehr! Dein Herz ist Holz, nichts als Holz! O Gott, und da steht das Pferdchen, mit dem mein Joseph gespielt hat! ja du siehst auch traurig aus, du gutes Thierle, so barmherzig, und bist doch von Holz, und er ist auch von Holz, aber

er ist nicht barmherzig, er hat sein Kind getödtet. O Gott, wie oft hat er an dein hölzernes Maul Brosamen hingehalten und dir wollen zu fressen geben, o! er war zu gut, o Joseph! Joseph!"

„Es wäre noch gut, wenn er erfroren wäre. Der Wolf geht ja um in der Gegend, wer weiß, ob ihn nicht der Wolf zerrissen hat," sagte eine Frau leise zu der andern; das Ohr der Unglücklichen ist aber wunderbar feinhörig; mitten in ihrem lauten Jammern hörte Martina das Gespräch und sie schrie plötzlich laut auf: „Der Wolf! der Wolf!" Dann ballte sie die Fäuste und knirschte mit den Zähnen: „Ich kriege dich und ich erwürge dich mit meinen Händen." Jetzt sah sie die Leegart und sie klagte: „O Leegart! Leegart! Was nähst du denn immer fort? Um Gottes willen, da näht sie noch immer an der Jacke, und das Kind ist todt."

„Ich hab' nichts gehört, ich laß mich nicht berufen; ich habe nichts gehört, du hast nichts gesagt, ich sag' dreimal, du hast nichts gesagt. Du weißt, ich hab' keinen Aberglauben, nichts ist ärger auf der Welt als Aberglauben. Aber das ist wahr und gewiß, das hat seine Richtigkeit: so lange man für einen Menschen näht und webt, kann er nicht

sterben. Da war einmal ein König —" und mitten in den Durcheinander erzählte Leegart mit seltsamen Veränderungen die Geschichte von Ulysses und Penelope, und wie diese Frau genäht und gewebt habe und was sie bei Tag gewoben, habe sie allemal in der Mitternachtstunde wieder aufgetrennt und dadurch ihren Mann, der in Amerika gewesen, am Leben erhalten.

Leegart fürchtete nicht mit Unrecht, daß man sie in dem Durcheinander nicht anhöre. Sie machte es daher gescheit. Sie erzählte ununterbrochen und nähte dabei ununterbrochen, ohne aufzuschauen. Wo sie einmal saß, stand sie nicht auf, bis ihre gesetzte Zeit um war, und wenn sie eine Geschichte begonnen hatte, erzählte sie aus; und wenn's im Hause gebrannt hätte, wer weiß, ob sie aufgestanden wäre. Das Feuer wird doch so viel Respect haben zu warten, bis die Leegart fertig ist.

Während Martina mit den Weibern im Hause klagte, war der ganze Trupp Männer vor dem Pfarrhause angekommen, und Häspele warf sich zum Fürsprech auf.

Auch die Kinder wollten mit ziehen, den Joseph zu suchen, aber die Mütter hielten sie mit Weinen

zurück und die Väter schüttelten die Anklammernden ab, und schalten weidlich dazu. Die Großväter, die aus dem warmen Winkel am Ofen hervorgekrochen waren, nahmen die Frauen und Kinder mit heim.

Es war als ginge ein Heereszug einem Feinde entgegen. Wo aber ist der Feind?

Es gab jetzt doch wieder Einige, die es für unmöglich hielten, daß man bei dem Schneegestöber ein Kind im Walde suche; das wär' gerade, wie wenn man eine Stecknadel im Heuwagen suchen wolle. Häspele rief indeß: wer nicht mit will, kann heimgehen, aber zum Abspenstigmachen brauchen wir Niemand. Es trennte sich Keiner aus der Versammlung. Häspele ging hinauf und bat den Pfarrer, daß man Sturm läuten dürfe. Der Pfarrer war über das, was er von Joseph hörte, tief erschüttert; dennoch sagte er, er könne das Sturmläuten nicht erlauben, es sei unnützer Allarm, der die Nachbargemeinden erschrecke und sie für künftige Fälle unwillfährig mache.

„Es ist brav von euch, und es freut mich, daß so viele den Joseph aufsuchen wollen," schloß er.

„Kein einziger junger gesunder Mann im Dorfe bleibt zurück," schrie Häspele.

„Ich muß zurückbleiben,“ sagte der Pfarrer lächelnd, „die Röttmännin hat mir die vergangene Nacht geraubt, und um zwölf Uhr muß Kirche gehalten werden. Wir werden aber für euch alle beten, die ihr draußen seid.“

„So will ich dein Stellvertreter sein,“ sagte der junge Landwirth, „wer ist euer Anführer?“

„Wir haben keinen, wollen nicht Sie es sein, Herr Schwager?“

Alles lachte, denn der Häspele, der den Namen Eduards nicht kannte, nannte ihn an Stelle des Pfarrers Schwager.

„Ich heiße Brand,“ erwiderte der Landwirth, „ich kenne den Weg, ich habe ihn erst heute gemacht.“

„Der Bruder der Pfarrerin geht auch mit,“ wurde bald von einigen Eingedrungenen auf der Straße verkündigt, und man war überaus zufrieden. Häspele hatte Recht, es fehlte außer Kranken und Gebrechlichen kein Mann im Dorfe, alle standen sie da mit Fackeln, Steigeisen, Leitern, Aexten und langen Stricken.

„Ist einer da, der ein Signal geben kann?“ fragte der Landwirth.

Der Strumpfwirker zog sein Waldhorn unterm

Mantel hervor. Das Instrument glänzte nicht heller im Fackellicht, als das Gesicht des Strumpfwirkers, der zu einer so wichtigen Person geworden war.

„Gut, so bleibt bei mir. Meiner Ansicht nach ist dieß das Beste: der Signalist hier bleibt bei mir auf dem Reitersberg, wo wir ein Feuer anzünden wollen. Und dann gehen immer alle, zwei und zwei, nie einer allein. Wer den Joseph gefunden hat, bringt ihn hinauf zu uns auf den Reitersberg oder wenigstens sichere Kunde von ihm. So lange der Joseph noch nicht gefunden ist, geben drei lange Stöße das Zeichen; sobald er aber gefunden ist, drei kurze Stöße, die immer fortgesetzt werden, bis Alles wieder versammelt ist. Und noch besser! ich habe meine Flinte bei mir; sind nicht noch einige im Dorf?"

„Ja wohl."

„So holt noch einige, und wenn der Joseph gefunden ist, geben wir drei Schuß nach einander. Wenn wir das nicht thun, kann's leicht kommen, daß ihr guten Leute in Schnee und Kälte herumlauft, und der Joseph ist längst gefunden."

„Hat Recht, der ist gescheit; das ist der Bruder der Frau Pfarrerin."

Der junge Landwirth lächelte und fuhr fort. „Noch

eins, Decken und Betten haben wir. Ist kein Hund im Dorf, der den Joseph kennt?"

„Alle kennen ihn, alle haben ihn lieb. Nicht wahr, Blitz, du kennst den Joseph?" sagte Häspele zu einem großen Hunde, der neben ihm stand.

Der große gelbe Hund bellte als Antwort.

„Gut," rief der Landwirth, „so laßt die Hunde los."

„Und wir hängen ihnen Laternen an. Und uns selber hängen wir die Kuhschellen um und die Rollgeschirre."

Jeder wurde erfinderisch; es war nur gut, daß die verschiedenen Erfindungen in Eins zusammengehalten waren.

„Jetzt noch einmal das Signal, damit ihr es alle kennt," sagte der Landwirth, und der Waldhörnle blies mit aller Macht. Kaum war der Ton verklungen, als Martina herbeikam und rief: „Hier habe ich seine Kleider."

„Laßt die Hunde an den Kleidern riechen," befahl der Landwirth. Martina wäre fast umgeworfen worden von all den Hunden, die auf sie zugebracht wurden, wenn nicht Häspele so gescheit gewesen wäre, ihr die Kleider abzunehmen.

„Ruft den Hunden zu: such Joseph!“ befahl der Landwirth, „und jetzt vorwärts Marsch! Joseph heißt das Feldgeschrei.“

„Halt!“ rief eine mächtige Stimme von der entgegengesetzten Seite, „was gibt's hier?“

„Adam Du?“ rief Martina und stürzte auf ihn zu, „was hast du da? Hast du unsern Joseph gefunden?“

„Was? Unsern Joseph? Das ist der Wolf, den ich mit meinem Knittel erschlagen habe.“

„Das ist der Wolf, der hat unser Kind zerrissen!“ schrie Martina, ballte die Fäuste und starrte auf das todte Thier nieder. Häspele war so klug, den Adam in kurzen Worten in Kenntniß zu setzen von Allem, was vorgegangen; Adam hielt den Wolf immer noch an der Genickhaut, und jetzt schüttelte er das todte Thier mächtig, dann schleuderte er es mit übermenschlicher Kraft weit hinüber über den Graben in das Feld. „Ich reiße dir das Herz nicht aus,“ rief er, „du hast mir — und hier schwöre ich's vor Allen: ob unser Kind gefunden wird oder nicht, meine Martina ist mein, im Leben und im Tod. Verzeih' mir's Gott, daß ich so lang ein lahmer, schwacher, nichtsnutziger Gesell gewesen. Ihr Männer

alle hört's! Jeder von euch soll mir in's Gesicht schlagen, wenn ich nicht meine Martina heimführe, und wenn Vater und Mutter und die ganze Welt sich dagegen stellte."

„O Gott! rede jetzt nichts davon!" bat Martina und verbarg ihr Antlitz an der Brust Adams; jetzt erst konnte sie weinen, und Adam legte seine Hand auf ihren Kopf, aber seine Brust erbebte immer von einem mächtigen Stoß nach dem andern. Nie hat Jemand den Adam weinen sehen, als nur damals. Alle Versammelten waren wie auf ein stilles Kommando mit ihren Glocken, Fackeln und Hunden vorausgegangen, nur Häspele war mit einer Fackel bei den unglücklichen Eltern geblieben, und als Adam aufschaute, kugelten große Tropfen, die im Feuerscheine glitzerten, über seine Wangen. Adam aber schüttelte sich wie zornig und sagte endlich: „Komm, Martina, wir finden ihn gewiß. Ich kann nicht glauben, daß er todt ist; ich habe ihn rufen hören im Wald, ich habe nicht glauben wollen, daß es eine wirkliche Stimme ist, und es war meines Kindes Stimme."

„Und wie viel hundertmal hat er dir in die Nacht hinein gerufen und du hast ihn nicht gehört."

„Wenn er noch am Leben ist, es soll mir kein Wort mehr von ihm verloren gehen.“

„Gott geb's. Amen!“ sagte Häspele ganz leise vor sich hin und schritt voran mit der Fackel; die Beiden gingen hinter ihm drein.

Dreizehntes Kapitel.

Das Muotisheer.

„Laß mich die Kleider tragen; gib mir seine Kleider," sagte Adam im Weitergehen.

„Nein, ich geb' sie nicht her. Es ist ja das Einzige, was ich noch von ihm habe, und da hab' ich die neuen Stiefel, die er noch nicht angezogen hat; und in der Verwirrung hab' ich auch noch sein kleines hölzernes Pferd mitgenommen."

„So? Hat er die Pferde gern? Dann wird er seinen Vater, den Gaul, auch gern haben."

„Mach' jetzt so keine Späß'; denke, du redest von einem Todten."

„Verirrt ist noch nicht todt; und wer weiß, ob er nicht noch in einem Hause untergekommen ist oder ihn nicht doch Jemand heimgenommen hat."

Als Zeichen des Dankes für den Trost, den Adam ihr gab, legte ihm Martina die Kleider auf den Arm:

„Da, trag' du sie nur.“ Als sie an der Trauerweide am Wege vorüber kamen, die jetzt schneebehangen im Fackellicht gar fremdartig erschien, fuhr Martina fort: „Da ist der Baum! Wie unser Joseph noch nicht drei Jahre alt gewesen ist, gehe ich mit ihm da vorbei, und weil da die Blätter so herunterhängen, sagt er: Mutter! der Baum regnet Blätter! Er hat Reden an sich gehabt, man hat gar nicht mehr gewußt, wo man ist, ob auf der Erde oder im Himmel; man hat sich erst wieder besinnen müssen, daß man da ist, und was man thun will und was man zu thun hat. Und dabei ist er so stark gewesen, mächtig stark; ich hab' alle Kraft anwenden müssen, wenn ich ihn habe bändigen wollen. Und jetzt so sterben! Das ist doch schrecklich. Joseph! Joseph! mein guter Joseph! Komm doch, wo bist du denn? Ich bin da, deine Mutter ist da, und dein Vater auch! Komm doch, Joseph! Joseph! Ruf' doch auch, Adam. Kannst du denn nicht auch schreien?“

„Joseph! Joseph!“ schrie Adam mit machtvoller Stimme. „Mein Kind! Komm zu mir! Joseph! Joseph!“ Er, der den Namen nur im Geheimen auszusprechen zitterte, rief ihn jetzt laut durch den Wald. Bald aber ließ er ab und sagte: „Das nützt

nichts, Martina; beruhige dich, sonst wirst du auch noch krank."

„Wenn mein Joseph todt ist, will ich auch nicht mehr leben; ich hab' nichts mehr auf der Welt."

„So? Das habe ich nicht gewußt. Ich habe gemeint, ich ginge dich auch noch was an."

„Ach Gott, was streitest du jetzt mit mir!" klagte Martina.

Die Beiden redeten lange kein Wort. Häspele war ein guter Vermittler, er kam auf Martina zu und bat sie, doch einen Schluck von dem Kirschengeist zu trinken, den er vorsorglich für Joseph mitgenommen hatte.

„Nein, nein, ich brauche nichts, und ich trinke meinem Joseph nichts weg."

„Trinke nur einen Schluck," bat Adam so zart, als es seine Stimme hergab, „denke, unser Joseph darf ja nicht Alles trinken, wenn wir ihn finden."

„Wenn wir ihn finden? Was hast du da schon wieder? Du weißt Etwas und willst mir's nicht sagen, du weißt gewiß, daß er todt ist."

„Ich weiß nichts; ich weiß so wenig als du. Ich bitte dich, trink' jetzt einen Schluck."

„O, wenn mein Joseph den hätte, der könnte

ihn jetzt zum Leben bringen; ich brauche nichts, laßt mich in Ruhe.“ Aber Adam ließ nicht ab, bis Martina trank, und das war eine gute Gelegenheit, daß Adam wieder ihre Hand faßte und dann Hand in Hand mit ihr weiter ging.

Sie sprach nun ganz leise und erzählte, wie auch Joseph so eine heimliche Natur habe; er habe ihr oft Dinge in's Ohr gesagt, die er vor aller Welt laut hätte sagen können; aber das sei seine besondere Art, am liebsten etwas heimlich zu sagen, und gewiß habe er auch dem Vater etwas heimlich sagen wollen, dann hätte er auch spüren können, wie es Einen durchrieselt, wenn Joseph mit seinem warmen Athem etwas in's Ohr sagte. „Sein warmer Hauch ist jetzt hin,“ schloß sie und rang die Hände.

Plötzlich faßte sie den Arm Adams wieder heftig und sagte: „O Gott, da ist der Felsen, wo ich damals habe sterben wollen mit ihm, bis mich die Leegart gefunden hat. Wären wir damals mit einander gestorben, bevor du auf die Welt gekommen bist, es wäre besser. Wo bist du jetzt? Vielleicht liegt er da zwei Schritte von uns und wir sehen ihn nicht und er hört uns nicht. Ich springe von Berg zu Berg, auf alle Felsenspitzen, in alle Thäler.

O, warum kann ich nicht da sein und dir rufen: Joseph! Joseph! Joseph! Ich meine, ich sehe ihn da drüben auf dem Felsen; jetzt steht er noch auf dem Vorsprung, jetzt ist er noch ganz heil. Wie gut und lieb sieht er aus, wie er lacht, das Springen gefällt ihm; aber er stürzt, ich sehe ihn nicht mehr, o wie schnell! Und drunten liegt mein Kind, zerschmettert, todt. Kann's denn sein? Was hast du, armes Kind, denn gethan? Du bist ja unschuldig!"

„Laß das Ausdenken, das hilft zu nichts," beschwichtigte Adam, aber Martina knirschte vor sich hin: „Ihr seid die Schlimmen! Ein Vater kann sein Kind verleugnen, kann an ihm vorüber gehen, wie wenn's nicht auf der Welt wäre, aber eine Mutter nicht. Du bist der Schlimme, du!"

„Was wirfst du mir das jetzt vor?"

„Ich werfe dir nichts vor; warum zankst du mich denn?"

„Ich streite nicht mit dir, ich zanke nicht mit dir; sei nur ein bischen ruhig, es soll von heute an auch alles Schlimme vorbei sein."

„Was kannst du von Schlimmem reden?"

„Ich will gar nichts mehr reden, sei jetzt nur ein bischen still. Halt' dich an mich an, so, so."

„Nein, nein, ich kann nicht," schrie Martina plötzlich auf, nachdem sie sich eine Weile an Adam gehalten, „ich kann nicht. O, lieber Herr Gott! Thu Alles mit mir, nur laß es mein Kind nicht entgelten, meinen Joseph; er ist unschuldig, ich allein bin schuldig, ich und der da." —

Sie ging zwei Schritte von Adam, wie wenn sie seine Nähe nicht ertragen könnte; sie weinte nicht mehr, sie schluchzte nur noch trockenen Auges und es stieß ihr fast das Herz ab.

Es war wie das wilde Heer, was jetzt durch den Wald zog: die Männer mit den Fackeln, mit den Laternen, mit dem wilden Geschrei, Rufen, Peitschenknallen, Rollengeklingel; und die Hunde, denen man Laternen angehängt hatte, die bellend die Schluchten hinab, bellend die Berge hinauf drangen und wieder angerufen wurden. Es war gut, daß feste Ordnung gehalten wurde. Keiner kannte den Andern mehr, jeder war nur eine wandelnde Schneemasse, und im Fackelscheine sahen die Berge, die Felsen wie verwundert auf die Menschen, die daher kamen und riefen und schrieen nach einem Menschenkinde.

„Da sieh, wie lieb ihn das ganze Dorf hat," sagte Martina zu Adam und erzählte ihm, wie in der

vergangenen Nacht Joseph sie dreimal geweckt und wie er schon am frühen Morgen gefragt habe, welchen Weg der Vater käme, und sie mache sich schwere Vorwürfe, daß sie der Leegart nachgegeben und ihn allein aus dem Haus geschickt, sie hätte es ja wissen müssen, daß heute etwas Entsetzliches geschehe. Adam war ganz rathlos und wußte nichts zu sagen, und doppelt entsetzlich ward's ihm, wenn er an die Heidenmühle dachte, wie sie dort beisammen sitzen und auf ihn warten, und zu welchem Frevel er sich hatte verleiten lassen. —

Plötzlich ertönte ein Jubelgeschrei. Was ist? Was ist? Gottlob, sie haben ihn gefunden! Wo? Wo? Athemlos kam der Schmied zu Adam und Martina: „Da ist seine Mütze, jetzt finden wir ihn gewiß.“

Martina faßte die triefendnasse Mütze und weinte heiße Thränen darauf: „O Gott! Jetzt ist er ohne Mütze, und der Schnee liegt auf seinem Kopf, wenn er noch am Leben ist.“

Martina fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und starrte den Schmied an, der ungeheuerlich ausschaute. Er hatte sich nicht Zeit genommen, das rußige Gesicht zu waschen, und nun hatte der Schnee wunderliche Figuren in sein Gesicht gezeichnet und sein rother Bart war voll Schnee.

„Bleibt ihr auf dem geraden Weg, daß wir euch gleich finden,“ sagte der Schmied, und indem er sich zum Gehen wendete, rief er noch: „Heut' Nacht verdienen wir bei euch, daß wir an eurer Hochzeit vollauf zu trinken kriegen.“

Es war wie das wilde Heer, das durch den Wald wüthete, und ein Mann war im Walde, der sah das wilde Heer leibhaftig. Der Speidel-Röttmann, der seinem Sohne gefolgt war, hatte einen Fehltritt gethan und war in die Schlucht hinuntergerollt. Unten wurde er plötzlich nüchtern. Er hatte sich keinen Schaden gethan. Er ging eine große Strecke auf dem zugefrornen Bach, und wie entsetzliche Ungeheuer schauten die Felsen und Bäume auf ihn nieder. Immer mehr Schnee schüttelte es auf ihn herab und er wußte nicht, ging er stromauf- oder stromabwärts. Er versuchte mit einem Stein das Eis einzubrechen, um gewiß zu werden, wohin der Bach fließe und wohin er des Weges gehen müsse, aber er konnte keinen Stein lösen. Die ganze Welt ist gebunden und gibt ihm keine Hülfe. Da, hier ist eine Lichtung, hier ist ein Bergweg. — Er steigt aufwärts, oft ausgleitend, vom Schnee fast ganz zugedeckt; aber er läßt nicht ab; der Speidel-Röttmann ist nicht umsonst einer der

stärksten. Er erklimmt die Anhöhe. Richtig! Hier ist ein Weg. Mit dem letzten Griff auf den Boden faßt er etwas: es ist eine Pfeife. Das ist Adams Pfeife, da muß er gegangen sein; jetzt holst du ihn noch ein, aber wohin ist er gegangen? Rechts oder links? Die Fußtapfen sind vom fallenden Schnee schon wieder zugeweht. Der Speidel-Röttmann geht den Weg rechts, da fällt ihm wieder ein, nein, links ist gewiß der rechte Weg; er kehrt wieder um und so immer hin und her, als ob ihn ein Geist in der Irre führe. Horch! Waldhörnerschall, Peitschengeknall, Hundegebell! Was ist das? Herr Gott! das ist die wilde Jagd. Es ist der Schimmelreiter mit dem wilden Gejaid, das knallt und bellt und bläst und mitten drunter schreit's wie tausend und aber tausend kleine Kinder und wer aufschaut, dem nimmt es den Kopf weg, wie man den Deckel von einem Topf thut. Alle Schrecken der Hölle kamen über den Speidel-Röttmann. Er hat zwar oft geprahlt, daß all das Gerede von Hexen, Gespenstern und Zauberei eitel Lug und Trug sei, aber jetzt richtet sich jedes Haar auf seinem Kopf auf und gibt Zeugniß, daß die vergangenen Zeiten so gescheit waren wie unsere, und sie haben Alles geglaubt. Da ist's jetzt. Verzeih' mir,

daß ich nicht daran geglaubt habe. Ich will's . . . Der Speidel-Röttmann springt ab des Weges in den Wald hinein, wirft sich dort mit dem Angesicht auf den Boden, daß das wilde Heer über ihn wegziehe und ihn nicht erwürge. So liegt er und so hört er's an sich vorüber sausen. Er grub die Hand in das schneeige Moos, und das Moos hielt fest. Es ist doch noch gut, daß Etwas auf der Welt fest ist; — — Halt fest! halt fest! Jetzt wirst du in die Luft gehoben, auf einem Baum, wer weiß wo, wirst du abgesetzt, und du hast das Gesicht nach hinten gedreht und mußt dein Lebtag so herumlaufen. Und es ist wie wenn ihn Jemand höhnte: nicht wahr, das ist dein eigener Wald? Aber du mitsammt deinen Waldhütern und mitsammt deinen Holzwächtern, ihr könnt Alle nicht verbieten, daß das wilde Heer durchzieht; und hörst du eine Kinderstimme? Kennst du sie?" . . . .

Der Speidel-Röttmann weiß nicht, was er soll und was er will. Von seinem Hauch schmilzt der Schnee, in den er das Gesicht gedrückt hat, aber auch in seinem verhärteten Herzen will etwas schmelzen, und im Angesicht des Todes ruft er in das schneeige Moos hinein: „Joseph!" wie wenn ihn das Wort

erlösen könnte. „Ich schwör's!" ruft er noch einmal. Es ist ihm doch durch den Sinn gefahren, daß ein Kind auf Erden lebt, dem er großes Unrecht thun will, und das um ihn klagt und weint hoch in den Lüften. Er will seinen Sohn zu sich zurückrufen, und der Sohn will seinen Sohn rufen. Das ist ja auf einmal wie eine Kette, die sich an einander hängt, und immer weiter und .... „ich geb' nach, laßt mich los, behalte du dein Kind!" Mit diesen Worten wagte er's endlich, sich ein wenig aufzurichten. Das Lärmen, Schreien und Rufen tönt weiter aus der Ferne: „Wer bist du? Wer bist du?" ruft plötzlich eine Gestalt und faßt ihn an, nicht wie ein Mensch, nein, wie ein Geist, wie ein wildes Thier mit Krallen.

„Ich bin ein schwerer Sünder — ich bin der Röttmann, laß mich los, sei barmherzig."

„So? hab' ich dich?" rief die Gestalt und kniete auf ihn nieder, „du mußt sterben, du hast mein Enkelkind getödtet, verstoßen, in's Elend gestürzt."

„Wie? Was? Du bist?"

„Ja, du sollst wissen, wer dir mit der Axt das Hirn einschlägt. Ich bin's, der Schilder-David. Ja, du verdammter Goliath, ich habe dich am Boden, und sterben mußt du."

Die Kraft kehrte in dem Speidel-Röttmann zurück. Es war nur ein kurzes Besinnen: „Oho! Oho! da ist nichts zu fürchten!“ und seine Hand ging schnell seinen Gedanken nach. Er ließ mit der Hand von dem, der auf ihn kniete, und zückte das aufrechtstehende Messer, das er bei sich trug, und jetzt rief er: „Laß los, David, laß los! oder ich stech' dich nieder!“

„Deine Gewaltthaten haben ein Ende!“ schrie David und riß ihm mit aller Macht das Messer aus der Hand. Aber während dessen hatte sich der Röttmann rasch aufgerichtet, und nun lag David unter ihm am Boden.

„Siehst du!“ rief er triumphirend, „jetzt kann ich dir den Garaus machen.“

„Thu's, rotte die ganze Familie aus, meinen Joseph hast du getödtet; erstich mich auch.“

„Steh' auf, ich will dir nichts thun,“ entgegnete der Speidel-Röttmann, „ich weiß nicht, bin ich verrückt, bist du verrückt, oder ist die ganze Welt verrückt. Wie kommst denn du daher? Was ist denn da im Wald?“

David erzählte mit raschem Athem, was vorgefallen war, aber mitten drin sagte er: „Es ist nicht

recht, daß ich so mit dir rede; du und dein Sohn, ihr verdient beide den Tod. Ich will nicht gut mit dir reden, Einer von uns muß auf dem Platz bleiben; stich mich nieder, ich will auch hinaus aus dieser schlechten Welt, ich habe nichts mehr drin zu suchen."

Mit diesen Worten warf sich der Schilder-David auf den Speidel-Röttmann, aber dieser hielt ihn bei den Armen fest und die Arme standen so fest, als wären sie in einen Schraubstock gesetzt.

„Du dauerst mich," sagte der Röttmann.

„Ich will dein Bedauern nicht, du bist nicht werth, daß dich ein redlicher Mensch mit einem Wort anredet. Du dreimal genähter Schuft, trag' du nur den Kopf hoch, das Höllenthor ist weit genug, daß du dich nicht zu bücken brauchst."

„Schimpf' was du willst, ich bin stärker als du. Hör' aber zu, was ich dir sage. Du siehst, zwingen kann mich Niemand, kein Mensch auf der Welt kann mich zwingen, aber ich will dir was sagen; ich brauchte es nicht zu halten, es hat's kein Mensch gehört und mit dem Teufel und mit dem wilden Heere, das sieht man ja, es ist alles nur Aberglaube, und wenn ich nicht will, kann mir Niemand nichts thun. Aber paß auf, was ich dir sage. Es geht Niemand was

an, und du brauchst nicht zu wissen, warum und was und wo und wem ich's versprochen habe. Das ist mein Wald, und da bin ich Herr, und wenn ich dich in der Nacht hier finde und du hast die Axt bei dir, kann ich dich binden und niederschießen, wenn du davon läufst — wie ich will. Aber — das habe ich Alles nicht sagen wollen; ja doch, ich will dir nur sagen, es kann mich Niemand zwingen, aber ich will, und darum ist's jetzt so und da hast du meine Hand: wenn das Kind noch lebt, wenn wir's finden, und meinetwegen lebendig oder todt, da hast du meine Hand, ich hab' nichts dagegen."

„Was?!"

„Meine Einwilligung hat er. Wenn ich's recht überlege, ich bin eigentlich nie so dagegen gewesen. Ich habe nur meiner Frau folgen müssen. Ich laufe hier im Wald, ich weiß nicht wie lang, und da drunten, wie ich gemeint habe, die Schneefelsen fallen auf mich nieder, da ist mir's gewesen, wie wenn ich eine Kinderstimme rufen hörte: Vater! Vater! Jetzt weiß ich, was es gewesen ist, und ich kann dir nicht sagen, wie mir die Stimme in's Herz gegangen ist, und ich hab' mir gesagt, wenn's noch zu machen ist, meinetwegen; mag mein

Adam seine Martina heirathen, ich geb' mein Wort dazu."

„Wenn die Kuh draußen ist, macht man den Stall zu, es ist zu spät. Es gibt jetzt kein Glück und keinen Segen mehr auf der Welt. Wenn du das Kind gekannt hättest! Das war ein Engel vom Himmel. Aber lieber Gott! jetzt ist's todt und wer weiß, wo es ist. Es ist eine Zeit gewesen, wo ich geglaubt habe, ich könne keinem Menschen unter die Augen gehen, und jetzt möchte ich aus der Welt gehen, weil das Kind nicht mehr drin ist. Bin ich's nicht werth gewesen, solch ein Enkelchen zu haben, so bist du's noch weniger. Und ich will keinen Frieden, du oder ich, einer muß sterben. Stich mich nieder, es ist mir recht, dann komm' ich mit meinem Joseph aus der Welt."

In Noth und Weinen stürzte David nochmals auf den Röttmann los, aber dieser hielt ihm wieder beide Arme steif, daß er sich nicht rühren konnte. Und ja, es mußte ein Wunder im Speidel-Röttmann vorgegangen sein, denn er wußte dem David so einzureden, daß er mit ihm ging und sie gemeinschaftlich den Joseph suchten.

„Joseph! dein Großvater ruft," so schrie David,

„Joseph! dein Großvater ruft," so schrie der Speidel-Röttmann. David schaute sich mehrmals um, ob's denn auch wirklich wahr ist, daß der Speidel-Röttmann so ruft. David war der Einzige, der, der Anordnung zuwider, allein gegangen war; jetzt hat er einen Kameraden gefunden und was für einen! —

Das Waldhorn klang vom Berge, die Fackeln und die Laternen gingen hin und her, die Hunde bellten und rannten auf und nieder, die Rollen klingelten und die beiden Großväter gingen mit einander dahin, wie wenn sie von alten Zeiten her gleichen Schritt gehalten. Endlich sahen sie Licht in der Ferne blinken, das Licht stand fest, das war in einem Hause; sie wanderten dem Lichte zu.

Vierzehntes Kapitel.

Von einem verirrten Menschenkind.

Im Hause des Schilder-David war's unterdeß, als ob das nicht mehr ein kleines Haus wäre, das einer kleinen Familie gehört. Alles ging aus und ein, und Manche ließen sogar die Thür offen, die die Frau des Schilder-David jedesmal leise zumachte, ohne ein Wort zu sagen; ja sie sagte nicht einmal ein Wort, daß Niemand den Schnee von den Füßen abtrappte, und der Stubenboden war wie ein kleiner See; sie legte nur immer wieder frische Laken auf den Boden und wand sie still aus in einen Kübel, den sie vor der Thür ausschüttete.

Die Leegart zog den Schemel, worauf sie ihre Füße gestellt hatte, fester an sich, damit keine von den Frauen, die sich um den Tisch setzten, daran Theil nehmen könnten; denn die Leegart ist's nicht gewohnt, in nasser Stube zu sitzen und dazu noch

in solch einer Wachtstube, wie heute die des Schilder-David war.

Die Schilder-Davidin unterhielt dabei beständig ein mächtiges Feuer im Ofen; es war eine Hitze zum Braten, und die Leegart verstand es, eine große Zuhörerschaft, vor Allem sich selber, wach zu halten.

Während Alles hinausstürmte in Nacht und Schneegestöber, in Felsen und Schluchten, und das ganze Dorf aus der Ordnung gekommen war, blieben nur zwei Dinge fest und hielten gleichen Takt: das war die Uhr auf dem Kirchthurm und die Leegart vor ihrem Nähkissen.

Martina hatte mit den Männern die Stube verlassen, es waren aber noch mehrere Frauen da; sie jammerten, daß sich ihre Männer der Lebensgefahr aussetzten um eines einzigen Kindes willen, und vielleicht ihre eignen Kinder dadurch in Elend und Noth setzten. Die Leegart aber, indem sie ihren Faden wichste, sagte: „Ja, im Walde verirren, das ist schrecklich, ich kann auch davon erzählen, es ist mir Einmal im Leben passirt, aber ich habe genug an Einemmale. Nur um Gottes willen nie, nie sich verleiten lassen, einen nähern Weg durch den Wald zu gehen, wenn man ihn nicht kennt. Der nähere Weg

ist des Teufels Weg. Hab' ich Recht oder nicht? Zum Teufel hat man immer am nächsten. Ich denk' noch daran, als wenn's heute wär', und wer weiß, ob nicht der arme Joseph denselben Weg geht; ich bin auch da hinunter gegangen, und der Hutmacher hat ihn ja bei der breiten Buche getroffen, dorthin kommt man. Gott verhüte, daß er meinen Weg machen muß, wie ich dorthin gekommen bin. Es war am Sonntag nach Johanni, nein, am Montag, aber es war ein Feiertag, Peter und Paul war's, wir feiern ihn nicht, aber die Katholischen. Ich gehe also bei heiter hellem Wetter von daheim fort, habe nichts bei mir, als in einem Tüchle einen sammtnen Mutzen für des Holderbauern Tochter von Wengern, wißt ihr? die jetzt Wittfrau ist; man sagt, sie heirathet einen ganz jungen Menschen aus der Gegend von Neustädtle, sie ist schon zwei Sonntag nach einander im Neustädtle gewesen und soll mit ihm zusammen gekommen sein. Sie ist nicht gescheit, daß sie so einen jungen Menschen nimmt. Damals war sie noch Braut von ihrem ersten Mann, der war ein Brudersſohn vom Heidenmüller, vom alten mein' ich. Ich geh' also fort, zuerst dem Thal nach. Es war ein gutes Jahr, wir haben lange kein solches

gehabt; Regen und Sonnenschein, wie man's nur braucht. Im Wald treffe ich noch des Straßenknechts Kinder an, den Bub und das Maidli. Der Bub ist Soldat gewesen und ist hernach bei den Freischärlern erschossen worden. Das Maidli ist im Elsaß, sie soll gut verheirathet sein. Sie hüten da an der Hecke, wo es die vielen Haselnüsse gibt, eine alte und eine junge Geis. Und da frage ich die Kinder, ich weiß nicht warum, ob's nicht einen nähern Weg gibt nach Wengern. Freilich, sagen die Kinder, ich solle nur oben nicht den breiten Weg, ich solle bei den Wachholdersträuchen links durch den Wald gehen. Ich will nun, es soll mir eins von den Kindern den Weg zeigen, bis ich nicht mehr fehlen kann. Ich weiß nicht, es hat mir schon was geahnt. Aber die Kinder sind so dumm, es hat keins allein gehen wollen und mit einander auch nicht. Ich gehe also fort, und wie ich oben im Wald bin, da, wo jetzt der Rößleswirth seine Aecker hat — damals war's noch Wald weit hinein — schreie ich nochmals zu den Kindern hinab, ob ich auf dem rechten Weg sei, und sie schreien: ja! So wenigstens, glaub' ich, habe ich gehört. Ich gehe also fort und es ist recht kühl gewesen im Wald; es ist grad gut, daß ich jetzt im

Wald bin, jetzt fängt es draußen an heiß zu werden, es war gegen zehn Uhr und hier ist noch frischer kühler Morgen. Wenn man so viel sitzen muß, thut Einem so ein Gang gar wohl, und damals bin ich noch jung gewesen und habe springen können wie ein Füllen. An einer Hagenbuche ist Alles voller Erdbeeren gestanden; ich esse ein paar, halte mich aber nicht lang auf und mache, daß ich fortkomme. Ich steig' und steig' und weiß nicht wie lang und sehe nirgends hinaus und der Weg geht bald bergauf, bald bergab. Was ist denn das? Bin ich auf einem Holzweg? Man sagt im Sprüchwort von Einem, der den falschen Weg geht, er ist auf dem Holzweg. Und so ist's auch. Der Holzweg führt nicht zu Menschen. Ich hab's noch nicht gewußt, aber ich hab's erfahren und hab's theuer bezahlt. Ach was, denk' ich, die Zeit wird dir nur lang und von dem vielen Sitzen wird dir jeder Weg zuviel. Ich bin aber doch müde, ich setz' mich nieder. Da huschelt was und raschelt was, es fällt ein dürrer Zweig vom Baum: schau, schau, ein Eichkätzchen. Es hängt am Baumstamm und guckt mich mit seinen wunderfitzigen Augen an und macht ein spitzes Maul. Ich sehe ihm nach, wie es den Baum hinaufkräbselt, und

jetzt sind zwei da, sie spielen Fangerles mit einander. Hui, wie schnell! Bald hüben, bald drüben. Ich muß sagen, ich habe viel Freude an den Thierchen, und das habe ich meiner Mutter zu danken; hundertmal hat sie uns gesagt: Kinder, passet auf Alles auf, dann habt ihr überall Freude, wo ihr geht und steht, und es kostet nichts, und man weiß nicht, wozu es Einem einmal gut ist, wenn man auf Alles ordentlich achtet. Aber man soll sich doch auf dem Weg durch nichts so aufhalten lassen; das macht leicht irr. Ich gehe weiter und komme durch einen jungen Tannenwald. Der steht so dick, da ist es ganz finster drin, aber schön kühl. Da liegt was. Was ist denn das? Es ist ein Hirsch, der schläft. Vor Schreck schreie ich, und der Hirsch wacht auf und guckt mich nur so an mit seinen großen Augen, wie wenn er sagen wollte: du dummes Ding, was störst du mir meinen Mittagsschlaf? Ich renne, was ich kann, davon; ich mein', der Hirsch kommt hinter mir drein, und ich meine, ich spüre es schon, wie er mich auf die Hörner nimmt und den Berg hinunter wirft, und wenn ein dürrer Ast vom Baum fällt, erschreck' ich, daß mir alle Glieder zittern. Gottlob, jetzt ist der Wald aus, und so viel tausend und tausend Schmetterlinge

hab' ich mein Lebtag nicht gesehen, als da gewesen sind, und die Wiese ist ganz roth. Ich bleib' stehen, ich hab' meine Freude daran. Eine Gabelweihe fliegt oben hoch am Himmel und schreit, und ich schau' dem Vogel zu, wie er fliegt. Schön ist's, das muß man sagen, es ist, wie wenn er nur schwimmen thät in der Luft. Jetzt aber fort! halt' dich nicht auf! und jetzt ist's gut, da ist ja ein kleiner Fußweg. So denk' ich, jetzt ist's gewonnen, jetzt bist du wohl daran, da sind wieder Menschen. Es liegt ein beinerner Knopf am Weg, ich heb' ihn auf und steck' ihn in die Tasche und das war gut, ich hab's ganz vergessen gehabt, daß ich noch ein Stückle Brod in der Tasche habe; das schmeckt jetzt prächtig, besser hat mir noch kein Hochzeitsessen geschmeckt. So im wilden Wald kann man sich's gar nicht mehr vorstellen, daß die Menschen Korn säen und ernten und dreschen und mahlen und backen. Der Weg ist so eng, daß ich immer die Zweige wegthun muß, um durchzukommen. Und tief geht's da neben hinunter, und jäh wie an einem Dach. O lieber Gott, wenn jetzt ein schlechter Mensch käm', und raubt' dich aus und wirft dich da hinunter; da fände dich Niemand wieder. Nein, nein, ich thät'

ihm sagen: da, da hast du Alles, was ich hab'; da, mein messingener Fingerhut und fünfzehn Kreuzer, da hast du Alles, jetzt laß mich gehen und ich schwöre dir einen Eid, daß ich dich nicht verrathe. Muß ich so einen Eid aber halten? Ich mein', wegen anderer Menschen muß ich angeben, was mir geschehen ist, daß nicht noch Andere auch so ausgeraubt werden. In der Angst fange ich an zu singen, und ich mag mir den Kopf herunter reißen, es fallt mir kein frommes Lied ein, als nur das einzige, „das Grab ist tief und stille," und das ist so traurig. Ich singe lustige Lieder, Schelmenlieder, und doch zittert mir das Herz vor Angst. Gottlob, so, jetzt bin ich oben, es geht eine weite, schöne, ebene Wiese fort. Aber heiß ist mir's gewesen, fürchterlich heiß. Meine Backen brennen und ich bin wie aus dem Wasser gezogen. Es läßt mir aber keine Ruhe, ich kann nicht ausschnaufen. Und auf der Wiese ist ein Gesumme von tausend und aber tausend Bienen. O heiliger Gott! Wenn du jetzt in ein Wespennest trätest und sie fliegen auf, und auf dich zu und du bist wie betrunken. Meine Mutter hat mir erzählt, wie das ist: man ist wie betrunken, und da gibt's gar keine Hülfe, wenn man nicht in's Wasser springt.

Und hier ist nirgends Wasser. Ja, wenn nur Wasser da wäre, ich hab' so grausamen Durst. Was ist denn aber das? Da hört ja der Weg auf? Und da geht's tief hinab. Und das sind die mächtigen wilden Felsen. Bin ich denn auf den Felsen im Rockenthal, wo seit Erschaffung der Welt noch kein Menschenfuß hinaufgekommen ist? Da liegen die schönsten Baumstämme und verfaulen und kein Mensch kann sie holen. Nur die Vögel wissen, wie es da oben aussieht. Nein, so weit bin ich noch nicht, aber da hinab kann doch mein Weg nicht gehen. Ich rufe: lieber Gott! wo bin ich? — Und so schauerlich schön habe ich noch einen Widerhall gehört: Wo bin ich? Wo bin ich? Wo bin ich? Gewiß siebenmal klingt's wieder, und so, wie wenn Eines den Ton hinaufziehen thät' in den Himmel, weit, lang; das kommt von den Felsenwänden und den Schrunden, das klingt wie lauter Musik, wie wenn Eines die Worte singen thät', hat aber einen längeren Athem als ein Mensch. Ich rufe die Namen von allen Menschen, die ich lieb habe und die mich lieb haben. Ich rufe und rufe, ich habe alle Menschen lieb. Wenn man so in Todesgefahr ist, da hören alle Händel auf. Ich rufe und rufe, aber es hört mich Niemand, keine Menschenseele.

Es nutzt nichts. Mach' dich auf! Ich suche. Richtig! Da geht ein anderer Weg nochmals durch den Wald. Aber wie ich weiter komme, geht der auch wieder links ab. Ich denk' aber: jetzt bleibst du drauf, und gehe fort. Aber da komme ich wieder an eine Bergwand und da ist kein Weg mehr, ich gehe über die Matte weg und auf einmal stehe ich vor einem Abgrund, da geht es kerzengrad hinunter. Ich springe, was ich kann, wieder zurück; es schwindelt mir und ich spüre es noch, wie der Abgrund an mir reißt und mich hinunter zerren will. Da stehe ich und danke Gott, daß ich doch noch auf festem Boden bin. Eine Goldammer sitzt oben auf dem Baum neben mir und singt: 's ist, 's ist, 's ist — so früüüh! Und wie ich zu dem Vogel aufschaue, fliegt er davon nach dem jenseitigen Berg. Die Goldammern machen immer einen Katzenbuckel beim Fliegen, sie fliegen höher als der Ort ist, wo sie hinwollen, und dann lassen sie sich niederfallen. Ja, so ein Vogel hat's gut, für ihn gibt's kein Berg und Thal. Wenn ich nur auch so fliegen könnte! — Ich wende mich rechts. Gottlob, drüben am Berg sind Felder, und das Thal ist wie eine Mulde, wie ein Kessel. Aber, o mein Gott, bin ich denn auf dem Todtenhof? Ich mein', ich seh'

drüben einen Hollunderbusch, und der ist doch nur, wo Menschen sind oder gewesen sind. Ja, der Hollunder am Boden und die Schwalbe in der Luft zeigen an, daß da Menschenwohnungen sind. Aber ich sehe kein Haus und Alles hat so einen unheimlichen Schimmer, wie damals bei der Sonnenfinsterniß; es ist nicht Tag und nicht Nacht, und die Bäume und die Berge zittern vor Angst. O weh! Ich bin auf dem Todtenhof. Da hat vor hundert und hundert Jahren ein reicher Bauer gewohnt, so reich und so gottlos, und er und seine Frau und seine Kinder haben sich alle Tage in Milch gebadet und keinem Armen ein Tröpfle gegeben; die waren noch schlimmer als die Röttmännin. Damals aber hat unser Herrgott noch drein geschlagen und an einem Sonntag, wie sie auf der Wiese mit Käslaiben Ball spielen, da hat sich die Erde aufgethan und den ganzen Hof verschlungen, Mensch und Vieh. Es soll eine Zeit geben, wo Alles wieder aufwacht und auf eine einzige Stunde sich zeigt. Es ist nicht recht, man soll den Kindern keine solche Geschichten erzählen; das macht abergläubisch. Ich bin nicht abergläubisch und es ist ja Tag. Aber die Sonne ist nicht am Himmel, nichts als schwarze Wolken,

und die Haare sind mir zu Berg gestanden. Und das Schrecklichste ist mir immer gewesen, nicht die Menschen, wenn sie wieder aufwachen, aber wenn da die Hunde aus dem Boden herauskommen, und auf einmal zu bellen anfangen, das ist doch schrecklich. Es ist Alles nicht wahr! schrei' ich in's Thal hinein, und das hat mir Muth gemacht. Ich denk' aber doch, das Gescheiteste wäre, du kehrtest um, du mußt ja heute nicht nach Wengern; ja, aber umkehren ist gerade so weit, und du weißt eben so wenig einen Weg heim, als wenn du jetzt weiter gehst. Ich hätte mich geschämt vor den Leuten, wenn ich hätte sollen zurückgehen und sagen, ich bin verirrt gewesen. Also fort! Kommst du nicht nach Wengern, so kommst du doch zu Menschen. Laß nur keinen Aberglauben mehr über dich kommen, und es ist ja heller Tag, und heute Nacht ist Vollmond, da kannst du heim, wenn du ausgeruht bist, oder kannst auch in Wengern bleiben. Es wartet ja Niemand auf dich. Ich stehe ja leider ganz allein da.- Und das ist mir jetzt schwer auf's Herz gefallen, daß ich so allein auf der Welt bin; Niemand fragt nach mir und Niemand weint, wenn ich verloren bin. Ich muß sagen, ich hab' selber fast weinen müssen. Aber nein, das ist

Unrecht, ich hab' noch Menschen, die nach mir fragen, und wie bang wird es ihnen sein, wie werden sie sich freuen, wenn ich ihnen erzählen kann, wo ich überall gewesen bin. Ja, ist's denn nicht bald aus? Es ist schon genug; ich habe schon genug zu erzählen. Und müd, grausam müd bin ich gewesen. Aber das ist jetzt nichts, du mußt fort. Ich höre einen Bub jodeln, drüben am Berg. Es ist mir gewiß nicht zum Jodeln gewesen in meiner Herzensangst, aber ich jodle auch und ich kann's gut; in meiner Jugend habe ich Alle überschrieen, man hat mich auf eine Stunde Wegs gehört."

Die Leegart legte die Hand an die Wange und ließ jenen gellen Waldruf vernehmen, der wie eine zackige Bergesspitze aufsteigt und in scharfen Absätzen wieder niederfällt zu Thal. Sie konnte für ihre Jahre noch mächtig ihre Stimme erheben.

Die Schilder-Davidin, die von der ganzen Erzählung bisher nichts gehört, sprang von der Ofenbank auf und fragte: „Um's Himmels willen, was gibt's?" Die zuhörenden Frauen und Leegart hatten viel Mühe, sie zu beruhigen und ihr zu erklären, warum Leegart so laut geschrien habe. Die Alte setzte sich wieder still auf ihre Bank und murmelte

vor sich hin: „Ich bin ausgeruht. Wenn ich nur meine ausgeruhten Füße meiner Martina leihen könnte!“

Die Frauen drängten, daß Leegart fortfahre. Sie wichste einen frischen Faden und übernähete kreuz und quer den Kragen an der Jacke, die eigentlich schon lange fertig war; aber sie wollte nicht ablassen, denn es ist ja sicher und gewiß, ein Menschenkind kann nicht sterben, so lang man für dasselbe näht. Dazu hielt das Erzählen der Leegart gut wach, und man wollte nicht schlafen gehen, bis die Männer wieder heimgekehrt waren, und zum Mitternachts-Gottesdienst gleich bereit sein.

Nachdem die Leegart ganz heimlich geschnupft hatte, fuhr sie fort: „Ich jodle also und der Bub antwortet mir, wie wenn das Jodeln zur Lustbarkeit wär'. Ich rufe: wo geht der Weg hin? Aber er jodelt mir zur Antwort. Geh' zum Teufel mit deinem Jodeln, sag' ich. Ich fürchte mich, wie ich das gesagt habe, aber ich hab's doch gesagt. Richtig, da geht wieder ein Weg in den Wald. Wenn's nur kein Holzweg ist, naß genug ist er dazu, da wird's das ganze Jahr nicht trocken vor den dichten Bäumen. Da sind Quellen. Wenn ich nur trinken könnte!

Aber ich kriege nichts davon als nasse Füß'. Ich gehe neben dem Weg in den Wald, da geht sich's weich wie auf einem Bett; das Moos ist so tief, da ist so lang die Welt steht keine Handvoll ausgerauft worden. Wer sollte es auch von da oben holen? Jetzt ist der nasse Weg vorbei, da geht's trocken bergab, aber ich sehe keinen Weg mehr. Bei den Tannennadeln sieht man nicht, wo ein Mensch gegangen ist, und meine Schuhe sind so glatt wie geschliffen. Und jetzt reiß' ich mich auch noch an einem Stechapfel, daß ich blute. Schadet nichts! Gottlob, da liegt ein Stück von einem Ziegelstein; ich nehm' ihn auf, ja es ist ein Ziegelstein, das ist gut, da müssen einmal Menschen gewesen sein; der Ziegelstein wächst nicht von selber. Der schönste Diamant wäre mir nicht lieber gewesen als das Stück Ziegelstein. Ich gehe weiter und bin ganz ruhig, und ich erschrecke nicht einmal, wie da eine Otter zusammengeringelt in der Sonne liegt; ich werfe meinen Ziegelstein nach ihr und sie huschelt davon. O, wie viel Erdbeeren sind da! Die holt aber Niemand, es kommt Niemand dahin, wer nicht verirrt ist, und ich einfältiges Ding wage es nicht zu pflücken und meinen Durst zu löschen, weil ich meine, die Otter habe

alle Erdbeeren vergiftet. Gut, da ist eine Rinnse, wo sie drüben vom Walde die Baumstämme herunterschleifen. Da muß es hinuntergehen, ich mein', ich höre den Bach rauschen; das ist gewiß unser Bach, es kann aber auch das Rauschen in den Baumgipfeln sein; wenn man in der Irre ist, da hört man auch nicht recht. Sei's was es will, in's Thal muß ich. Ich nehme meine Röcke auf und halte das Päckchen mit dem Mutzen darin; das Päckchen hat mir viel Mühe gemacht; wenn man bergaus und bergein so was unterm Arm tragen muß, und wenn's auch nicht schwer ist, es ist doch, wie wenn die eine Hand festgebunden wäre. Still! Jetzt höre ich einen Wagen unten im Thal, da muß eine gute Straße sein, das ist ein einspänniges Bernerwägele oder auch ein zweispänniges, das so schnell rollt; jetzt geht's um eine Ecke und jetzt hört man's nicht mehr. O weh! hast dich wieder anführen lassen; das ist ja der Wald, der so rauscht, und jetzt ist's über dir. Auf nichts mehr horchen jetzt! Ich helf' mir selber. Ich springe zu, aber es wird so steil, daß man keinen Fuß mehr setzen kann. Und da ist auch der Boden vom Baumschleifen so hart, daß man mit den Hacken nicht mehr einsetzen kann, und ich zerreiße ein Paar Schuhe,

die zwei Gulden kosten; nicht die Hälfte habe ich an dem Nutzen verdient. Was thut's? Wenn ich nur mit meinen gesunden Gliedern davon komme! Nur Einmal bin ich gefallen. Man soll sich an nichts halten, wenn man's nicht vorher untersucht hat; Ginster hat einen guten Anhalt, das ist fest im Boden; ich halte mich aber einmal an einer Baumwurzel, die Wurzel bleibt mir in der Hand, ich rutsche ein gut Stück hinunter. Ich drücke die Augen zu: jetzt mußt du sterben, jetzt ist's aus. Ich bleibe aber an einem Felsen liegen, mitten in einem Ameisenhaufen. Ich mache, daß ich davon komme. Ich gehe in der Nähe der Rinnse, ich halte sie im Aug', in den Wald, und springe von Baum zu Baum; es ist kein Springen mehr, es ist wie geworfen, wie die Sperlinge fliegen und ihre Flügel zusammenklappen und sich in der Luft überstürzen, so ist's. Ich muß fast lachen, wie ich das denke, aber es ist mir nicht zum Lachen gewesen. Ich denk', davon kannst du dein Lebenlang erzählen, und da denk' ich wieder: wenn du es nur schon erzählen könntest, dann wär's vorbei. Es wird schon vorbei gehen, du stirbst nicht daran, nur immerfort. Und so hab' ich mich immer von einem Zweig zum andern gegriffen und nur einmal bin ich noch

gerutscht, aber gefallen bin ich nicht mehr. Und die Geröllsteine kugeln vor mir hinunter, hüpfen vor mir in die Höhe und rollen lang, und ich mein', ich höre sie unten im Bach aufklatschen. Und ich denk', wenn du fällst, so fällst du auch hinunter. Ich klammere mich mit den Nägeln in den Boden, und fort und fort und wieder abseits in das Gebüsch, wo man neben der Rinnse den Fuß einsetzen kann. Endlich und endlich bin ich unten, aber halt' dich! Keinen Schritt weiter oder du bist des Todes. Haushoch geht's, wie mit dem Messer abgeschnitten in den Bach. Da stehe ich, ich kann mit der Hand die Gipfel der Tannen greifen, die im Thal stehen, aber da ist kein Weg. Ich gehe zwei Schritt zurück und halte mich an einem Baum, und jetzt ist mir's doch wohler. Da fließt das Wasser. Gott sei Lob und Dank, da ist das Thal, und im Thal sein, ist daheim sein. Wie gut rauscht das Wasser, so heimelich, so getreu und so zufrieden, und das hat mir meinen Durst halb gelöscht, nur vom Hören und Sehen. Jetzt habe ich noch das schwerste Kunststück durchgemacht, wie ich da auf einem weiten Umweg endlich in's Thal herunter klettere. Und wie ich im Thal bin, da meine ich, jetzt stehe ich erst wieder aufrecht.

Der Schweiß rinnt an mir herunter, immer ein Tropfen schlägt den andern; ich setze mich auf einen Stamm, der da liegt, da grad bei der breiten Buche, da wo der Hutmacher den Joseph gefunden hat. O wie heiß ist mir! Ein Pferd, das sieben Stunden Galopp gelaufen ist, kann nicht stärker dampfen. Ich möchte mir gerade alle Kleider herunterreißen, es ist aber kühl im Thal. Die Sonne geht schon hinter die Berge, und es war noch nicht Mittag gewesen, als ich daheim fort bin. — Ich sehe Schwalben fliegen, o wie hat mich das gefreut! Und jetzt höre ich einen Hahn krähen. Keine Nachtigall singt so schön, wie so ein Hahn, wenn man verirrt gewesen ist. So, jetzt bin ich wieder in der Welt. Ich höre eine Henne gackern — wo ein Ei gelegt wird, freut sich eine Frau. Ich höre einen Hund bellen — wo ein Hund bellt, ist ein Mann um den Weg. Ich bin wieder in der Welt. Und jetzt hör' ich eine Mühle rauschen. Wo bin ich denn? — Ich hab', so lange ich in der Irre war, in der Angst nicht geweint, aber jetzt, da ich gerettet war, jetzt ist mir's erst deutlich geworden, in welcher Gefahr ich gesteckt habe, und ich habe geweint, daß ich meine, ich muß vergehen, und hab' ihm doch nicht Einhalt thun können. Da

kommt glücklicherweise ein Holzhauer. Ich frage: wo bin ich? Da droben ist Röttmannshof, sagt der Holzhauer und will davon gehen. Ich ruf' ihm noch nach: wieviel Uhr ist? Fünfe vorbei. Also sieben geschlagene Stunden bin ich so herumgelaufen, das hätte ich doch nicht geglaubt. Ja sieben Stunden! Wenn ich abergläubisch wäre, könnte ich meinen, es sei der Kohlergeist gewesen, der mich so umgeführt hat, denn geschlagene sieben Stunden führen sie einen in der Irre herum, besonders die Taggeister. Ich gehe nun den Bach aufwärts, da muß ich ja nach der Heidenmühle kommen. Ich gehe den Weg fort der Mühle zu. Aber kaum bin ich zweihundert Schritte gegangen, da seh' ich, ich hab mein Päckle liegen lassen auf dem Baumstamm, und es hat mir so viel Mühe gemacht und ich hab's mit so viel Noth bewahrt. Lieber Himmel! Auch das noch. Vielleicht hat's der Holzhauer gestohlen und ich muß das Zeug bezahlen, statt daß ich Lohn bekomme. Ich renne zurück. Ja, die Menschen sind gut und ehrlich, wenn sie von was nicht wissen, wo's liegt. Mein Päckle war hinter den Baumstamm gerutscht, da liegt's noch.

Die Heidenmüllerin war eine gute Frau, ihre Tochter, die Toni, artet ihr nach. Die Heidenmüllerin

hat mir trockene Kleider gegeben und mich gepflegt wie eine Schwester. Aber drei Tage hab ich's gespürt, wie wenn mir alle Glieder zerschlagen wären. Und wie ich wieder heimgekommen bin — ach Gott, wenn man so verirrt gewesen ist, man glaubt gar nicht mehr, daß es ein Daheim gibt; einen Ort, wo dein Bett steht, dein Spiegel, dein Tisch, deine Kommode, dein Gesangbuch. O was sind das aber für lauter gute Freunde, und wie lieb hat man sie dann, wenn man heimkommt, und möcht' dem Tisch und dem Stuhl schön Dank sagen, weil er stillgehalten und gewartet hat, bis man wieder kommt. Und wißt ihr, was noch das Aergste ist beim Verirren? Daß man ausgelacht wird, wenn man's hernach erzählt. Aber ich wünsche Niemand, nicht einmal der Röttmännin, daß es so drein kommen sollt'. Und es war ein schöner Sommertag, den Sonntag nach Johanni; nein, nicht Sonntag, es war ja Montag Peter und Paul. O wie muß es erst sein, wenn man im Schnee und in der Nacht und so jung da draußen ist; da kann man nichts thun, als sich hinlegen und sterben. Ach Gott! Ich sehe das Kind vor mir, da steckt es im Schnee oder in einer Felsenspalte und schlägelt mit den Händen, und die

Füße sind fest und es kann nicht fort, und es schreit: Mutter! und es horcht, und es meint, es käme Jemand und es gibt Niemand Antwort, als der Rabe auf dem Baum. Und ein Hase läuft an ihm vorbei, husch! über den Schnee weg. Er fürchtet sich vor dem Kinde, und das Kind schaut ihm nach und vergißt sein Elend wieder. Mutter! Mutter! ruft es, und es ist nur noch ein Glück, daß es bald einschläft zum Nimmerwiederaufwachen. Ach Gott! Ich bin doch die unglücklichste Person, daß ich mir Alles so ausdenken kann und so ausdenken muß; aber das ist so in unserer Familie, und meiner Mutter hat man nicht umsonst nachgesagt, daß sie mehr könne als Brod essen. Und wie ist's dem armen Kind gegangen, das drüben in Wengern begraben liegt? Man hat's im Wald gefunden am dritten Tag, ganz mit Schnee bedeckt und nur auf dem Herzen war der Schnee geschmolzen. Alle Menschen, die's gesehen haben, haben weinen müssen, daß es ihnen fast das Herz abgestoßen hat, und die Mutter ist närrisch darüber geworden. Der Pfarrer hat dem Kind eine schöne Grabschrift gesetzt; ich hab' sie einmal auswendig gekonnt, aber ich kann sie nicht mehr. Und wie ist's dem Hutmacher gegangen, der am

Neujahrstag die frischgefärbten Hüte nach Knuslingen trägt? Er kommt in die Schröckelhalde, da wo ich auch gewesen bin, wie ich verirrt war, und von da auf's Feld, und es ist ein Nebel und man sieht die Hand vor den Augen nicht. Er lauft gewiß siebenmal um's Dorf herum und kann nicht hinein kommen. Es läutet, aber er hört's immer von einer andern Seite und kommt nicht dazu. Endlich hört er Gänse schreien, er geht auf das Gänsegeschrei zu und kommt richtig in's Dorf; aber wie hat er ausgesehen! wie wenn man ihn gerade aus der Erde herausgenommen hätte. Ja, eins habe ich noch zu sagen vergessen, der Heidenmüller" — hier wurde aber Leegart von einem großen Geschrei vor dem Hause unterbrochen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Kind, das seinen Vater sucht.

Die Leegart beherrschte das Haus des Schilder-David vom Morgen bis in die Nacht, und so war's natürlich, daß sie auch am Mittag den kleinen Joseph verbannt hatte; man konnte ja in seinem Beisein nicht von dem sprechen, was doch nothwendig besprochen werden mußte.

Die Nachricht, daß der Pfarrer das Dorf verlassen wolle, kam zuerst zur Leegart. Und jetzt zeigte sich's, daß sie nicht umsonst der Geheime Gemeinderath genannt wurde. Sie ließ sofort zwei Gemeinderäthe holen und schickte sie zum Schilder-David, damit sie den Pfarrer gemeinsam von seinem Vorsatze abbringen.

Ein Knecht aus der Heidenmühle hatte Wein beim Rößleswirth und Zucker und allerlei Gewürz beim Krämer geholt; das blieb natürlich ebenfalls

nicht verborgen im Dorfe, und die Nachricht fand den schnellsten Weg zum Hause des Schilder-David, das ging's ja am nächsten an, und war ja auch dort die Leegart, die immer die frischesten Nachrichten haben mußte. Jedes suchte einen Stolz darin, ihr was Neues mitzutheilen, und es ist nicht mehr als einfache Schuldigkeit, ihr Bericht zu geben; man hat das schon lang im Voraus bezahlt. Nun gab's eine wahre Lust den Würzwein zu brauen, der zur Verlobung von Adam und des Heidenmüllers Toni bereitet wurde; Leegart that auch Gewürze dran, aber ganz andere als man beim Kaufmann ausgewogen bekommt. Sie wünschte stets, wenn sie nur Gift hinein sprechen könnte, daß alle, die davon trinken, sterben müßten; besonders aber schwankte sie, wem sie am liebsten den Tod wünschte, der Röttmännin oder dem verdammten Heidenmüller, der sein einziges Kind zu so einem Frevel verkauft, weil er das Heirathsgut spart.

Martina hatte es doch leid gethan, daß der Joseph heute so aus dem Hause verbannt war. Er sollte aber das, was hier gesprochen wurde, doch nicht hören, und wenn sie auch nicht in die Verwünschungen der Leegart einstimmte, sie konnte doch

klagen und weinen. Sie hatte Joseph wieder zu Häspele geschickt, aber Joseph hatte genug von dem Hunde geredet, den er nicht bekommen sollte; er ging durch's Dorf und bald sagte ihm eine Frau, die ihm begegnete, mitleidig: o du armes Kind! Heut' ist ein böser Tag für dich. — Joseph fand das auch, er war ja aus dem Hause verstoßen. — Bald sagte ein Anderes, die böse Kunde klug bemäntelnd: Joseph! was macht dein Vater? hast ihn lange nicht gesehen? Der Knabe merkte, daß etwas im Dorfe vorgeht und Alles auf ihn gerichtet ist; er hielt aber sein Wort gegen die Mutter und sagte Niemand, daß der Vater heute komme.

Es schneite unaufhörlich und Joseph war ganz allein auf dem Eis am Weiher, er schlitterte auf und ab und schaute immer nach dem Wege, wo der Vater herkommen sollte. Es war ihm aber doch zu einsam, er ging zum Großvater. Vor der Thür der Werkstatt blieb er stehen, denn er hörte drin zwei Männer reden; er kannte ihre Stimmen, es waren die Gemeindeältesten, der Wagner und der Harzbauer; sie sprachen davon, daß die Pfarrköchin verrathen habe, der Pfarrer wolle aus dem Dorfe, und sie glaube, daß besonders der Röttmann und

der Heidenmüller mit daran schuld seien, und dazwischen wurde auf Adam geschimpft, er heiße nicht umsonst der Gaul, er lasse sich aufzäumen und mit sich kutschiren, wohin man wolle. Jetzt kamen die Männer heraus mit dem Großvater, und dieser sagte: „So, du bist da, Joseph? Geh heim, ich komm auch bald.“ Der Großvater nahm ihn nicht an der Hand, wie sonst, sondern ging mit den Männern nach dem Pfarrhause. Joseph stand still, und plötzlich, als ob ihm Jemand gepfiffen hätte, wendete er sich und rannte das Dorf hinaus, in's Feld, dem Vater entgegen. „Der wird sich freuen! Und er setzt mich zu sich auf's Pferd.“ Fort rannte der Knabe durch's Feld und hinab in den Wald mit fröhlichen Sprüngen. Er strich sich nur bisweilen mit der Hand den Schnee vom Gesicht und von der Brust, machte kleine Schneeballen daraus, warf sie an die Bäume, die er sich auswählte, und traf immer gut. Im Walde ging er aber langsamer und schaute sich oft um. Auf einem Ebereschenbaum am Wege saßen ein paar Gimpel und zwitscherten nur manchmal wie verschlafen und pickten dazwischen die rothen Beeren ab, aber noch mehr als sie aufpickten, fielen auf den Boden in den Schnee. „Ihr seid ja wahre Gimpel,

ihr verderbt mehr Futter als ihr fresset," sagte Joseph und ging, die einfältigen Thiere verachtend, weiter. Drunten im Thal den Bach entlang sang ein Vogel so wundersam, so innig in sich hinein, fast wie eine Drossel. Wer ist das? Und der Vogel singt und fliegt immer weit voraus, je weiter man geht, immer voraus den Bach entlang, er lockt, wie wenn er sagen wollte: komm nach! komm nach, komm daher, da bin ich, da ist's prächtig, gar prächtig! Und kommt man ihm nach, ist er immer schon voraus, weiter und weiter. Da wo der Weg eine scharfe Biegung macht, lag tiefer Schnee; bis an die Knie sank Joseph ein beim ersten Schritt, er war aber klug, kletterte einen steilen Berghang hinauf und jenseits der Schneewehe wieder hinab auf den Weg. Es ist gut, daß hier am Hang, wo es scharf hinabgeht, Ebereschen angepflanzt sind, da weiß man den Weg. Gehören die Ebereschen auch meinem Vater? fragte Joseph fast laut. Die Bäume wußten nicht zu antworten, und es war kein Mensch da, der Bescheid geben konnte. Ein Fuchs stand nicht weit vom Wege im Dickicht und blinzelte nach dem Knaben; er mochte auch verwundert sein, was das für eine seltsame Erscheinung sei; er blieb lange stehen unverrückt und

schaute nach dem Knaben, bis dieser rief: „Gehst fort!“ Und fort trollte sich der Fuchs, aber gar nicht eilig, und der kleine Joseph sagte fast laut vor sich hin: „Ja, Großvater, so ist's, wie du gesagt, jetzt hab' ich's auch gesehen: der Fuchs schleift seinen Schwanz auf dem Boden nach und verwischt seine Fußtapfen, daß man nicht sehen kann, wo er gegangen ist, das ist gescheit.“ Elstern schnatterten aus den Baumgipfeln und ein Kreuzschnabel stand unten im Thal am Felsenvorsprung und der Knabe nickte ihm mehrmals zu und der Vogel nickte auch, er sprach kein lautes Wort, er that nur seinen Schnabel auf und zu, wie wenn er sagen wollte: ich hab' Hunger. „Da hast,“ rief der kleine Joseph und warf das einzige Stückchen Brod, das er noch bei sich hatte, hinab in die Schlucht; der Vogel mochte es für einen Steinwurf halten, denn er flog scheu auf, und das Stückchen Brod war im Schnee vergraben, und Niemand hatte etwas davon.

Ruhig ging Joseph weiter, wartete bald unter einem Baum, bald unter einem vorspringenden Felsen, und sah mit Behagen zu, wie der Schnee in eiligem Gewimmel und doch so still herunterfiel und immer mehr Alles zudeckte. „Morgen muß mich mein Vater

Schlitten fahren," sagte er einmal vor sich hin, und in Gedanken an den Vater ging er wieder weiter und immer weiter. Es dämmerte, es begann dem Knaben doch schon etwas bange zu werden, aber er ging doch immer fort, und gut war's, daß ihn der Schilder-David vor allem hierländischen Aberglauben bewahrt hatte, aber der Häspele hat doch gesagt, daß die Seelen der Verstorbenen wie Lichter in der Nacht auf den Kirchhöfen tanzen, und auch manchmal im Wald, und der Schimmelreiter, der durch die Luft reitet, der kann knallen, der hat eine Tanne so hoch wie der Kirchthurm als Geißelstecken. Da ist das steinerne Kreuz am Wege, wo einstmals ein Knecht mit Roß und Wagen den Berg hinunter gefallen ist, dort sitzt ein Rabe auf dem Kreuz. „Du bist doch nichts als ein Rabe," sagt der Joseph und wirft einen Schneeballen nach dem Vogel, der davon fliegt.

Weiter ging Joseph, da stand ein Bildstock, halbverschneite Menschengesichter, sommerlich gekleidet, sahen aus der Vertiefung heraus, in der das Bild angebracht war. Joseph brach einen Tannenzweig und wischte damit allen Schnee von dem Bilde ab. Die Figuren sahen ihn seltsam starr an. Da stehen

fünf Männer in der Tiefe unter grünen Bäumen, sie tragen weiße Hemden, grüne Hosenträger und kurze gelbe Lederhosen. Sie stehen in Einer Reihe und Jeder hat eine Axt in der Hand, vorn aber steht Einer mit der Axt allein und neben ihm liegt ein Mensch am Boden, wie eine Schnur verdreht und blutend, er liegt neben einem gefällten Baume.

Joseph las die Aufschrift. Da steht's: Vinzenz Röttmann ist den 17. August unter einen Baum gekommen, hat große Schmerzen ausgestanden, den 23. August gestorben. Gott gebe ihm die ewige Ruhe und treffe alle Schuldigen.

Joseph schauderte; die Figuren sehen ihn so an, wie wenn er auch schuldig wäre. Und was ist das für ein Röttmann?

Zum Zeichen, daß er unschuldig wäre, legte Joseph den grünen Zweig auf den Bildstock und ging weiter, nicht ohne Furcht, weil ihm die Männer dort auf dem Bildstock so nachschauen.

Was kommt denn dort des Weges? Ist's ein Mensch? Er hat hundert Höcker, das ist ein Geist. Er kommt näher, immer näher. Joseph geht herzhaft auf ihn zu und sagt: „Guten Abend!“ Der Mann

mit den hundert Höckern — es war der Hutmacher mit den vielen dreieckigen Hüten, die er an sich herumhängen hatte — will mit gutem Zureden und mit Gewalt den Joseph zurückführen, aber er entwischt ihm und im Weitergehen schreit er laut in den Wald hinein: Vater! Vater! Und immer weiter ging's: „Er wird bald kommen, er hört dich.“ Es wird immer dunklere Nacht, Joseph geht unaufhaltsam seinen Weg und: „Vater! Vater!“ ruft er und seine Wangen glühen, daß der Schnee, der darauf fällt, alsbald schmilzt.

Er sagt sein Nachtgebet wohl dreißigmal vor sich hin und: „Lieber Gott, laß meinen Vater gesund!“ Das sagt er immer mit besonderer Andacht, und wieder macht er sich auf, er hört unten in der Thalschlucht etwas knattern und ächzen, nein, es ist wieder still. Aber, wo ist jetzt der Weg? — Da ist ja kein Weg mehr. — Weinend rennt der Knabe fort und stellt sich bald an diesen, bald an jenen Baum. „Vater! Mutter! Vater! Lieber Gott, hilf mir!“ So ruft er, und Gott hat ihn gehört. Es kommen drei Engel mit Lichtern daher, sie haben weiße Kleider an und güldene Kronen auf dem Kopfe und singen so wundersam:

Wachet auf, wachet auf,
Kommet alle zu mir!
Die Zeit und die Stunde
Ist kommen allhier.

Sie kommen immer näher und näher und jetzt sind sie da, und Joseph geht muthig auf sie zu und sagt: „Liebe Engel, nehmt mich mit und bringt mich zu meinem Vater und meiner Mutter.“

„Herr Gott, ein Geist! Herr Gott, das Christkindle!“ rufen die drei Engel und rennen mit ihren Fackeln davon und so schnell, ja sie haben Flügel, die können gehen und fliegen, wie sie wollen.

Joseph kommt ihnen nicht nach, er stürzt, richtet sich wieder auf. Alles ist verschwunden, er steht wieder verlassen. Aber dort flimmert wieder eine Fackel auf. Nur nach. Joseph hat seine Mütze verloren, aber er merkt es nicht, rennt aus voller Macht und schreit: „Wartet! Wartet! Ich bin ja der Joseph.“ Aber die Engel warten nicht und sind nicht mehr zu sehen. Die Fußtapfen sind aber zu sehen auf dem Wege und Joseph geht ihnen nach, immer nach, weiter und weiter und endlich auf der Anhöhe — — Gottlob, da blinkt ein Licht,

viele Lichter, da ist ja Alles so hell. Das ganze Wohlgefühl, daß dort Menschen geschützt unter Dach sind, kam über das verirrte Kind, und mit neuer Kraft rennt es nach dem Lichte hin und kommt richtig hinab zur Heidenmühle. Eben gingen die drei Engel die Freitreppe hinauf. Sie sangen:

Es singen drei Könige diesen Gesang,
Sie singen wohl oben mit himmlischem Klang:
Wachet auf, wachet auf,
Kommet alle zu mir!
Die Zeit und die Stunde
Ist kommen allhier.

Joseph ging hinter den Singenden drein und wagte kaum zu athmen, geschweige zu rufen. Nur nicht rufen, sonst fliegen die Engel wieder davon. Er ging mit ihnen in die Stube, und die drei Engel sangen das Lied von den heiligen drei Königen zu Ende. Man hörte ihnen ruhig zu, gab ihnen zu essen und zu trinken und noch Geschenke obendrein, und die Engel aßen und tranken und bedankten sich gar schön. Joseph wurde es nun auch klar, daß das nicht Engel, sondern verkleidete Knaben waren, die die heiligen drei Könige spielten, sie gingen fort und

Joseph blieb allein. Jetzt erst wurde er von den Anwesenden im Hause bemerkt.

„Wer bist du? Woher kommst du? Was thust du da?“ So wurde er jetzt von der Röttmännin und der Heidenmüllerin und deren Tochter bedrängt.

„Iß zuerst was und wärme dich dabei, du bist ja ganz naß und ohne Mütze,“ sagte die Braut, „da, iß und trink, hernach wollen wir schon weiter reden. Komm, ich zieh' dir deine Jacke aus, und will sie an den Ofen hängen, setz' dich nicht gleich da an den Ofen, das ist nicht gut.“

„Ein schöner Bub,“ sagte die Heidenmüllerin, während Joseph einige Schluck Glühwein trank.

„Die Engel haben mich doch gut geführt, solche Getränke bekommt man im Himmel,“ sagte Joseph.

In den Augen der Röttmännin blitzte es gar seltsam, da sie diese Worte und diese Stimme hörte; sie rückte die Flasche weg, die vor ihr stand, und schaute auf den Knaben fast wie der Fuchs dort im Wald.

„Woher bist du?“ fragte die Braut.

„Von Waldhausen.“

„Und wer ist dein Vater?“

„Er ist nicht da.“

„Und wie heißt deine Mutter?“

„Martina, und mein Großvater ist der Schilder-David.“

„So hab' ich dich!“ schrie die wilde Röttmännin, „Herr Gott, das ist meines Adams Sohn.“ Sie sprang behend auf und faßte den Knaben wie mit Geierkrallen.

„Ja, Adam heißt mein Vater. Kennt ihr ihn?“

„Komm, ich bringe dich in die Kammer, ich thue dich in's Bett,“ rief die Röttmännin.

„Ich geh' aber nicht mit dir,“ sagte Joseph; „du willst mich kochen wie die Hexe. Laß los oder ich beiß.“

„Ich will dich beißen, ich will dich kochen,“ schrie die Röttmännin lachend. „O das ist ein Glück vom Himmel, daß uns das Kind in die Hand gelaufen ist. Wir halten's verborgen und geben's nicht her. Jetzt können wir den Adam und Alle zwingen, daß er nach unsrer Pfeife tanzen muß.“

„Ich geb' Euch aber das Kind nicht,“ trat die Braut vor; „fürchte dich nicht, fürchte dir gar nicht, komm, setze dich auf meinen Schooß, so. Wart', ich zieh' dir deine Schuhe aus und zieh' dir meine an. So, jetzt wird's dir warm werden. Jetzt sag': weiß

denn deine Mutter, daß du von daheim fort bist? Und warum bist du fort? So allein in der bösen Nacht?"

„Ich bin meinem Vater entgegen, und sie schimpfen im ganzen Dorf auf meinen Vater, weil er so stark ist wie ein Gaul, und meine Großmutter, die soll der helle Teufel sein, und ich hab's ihnen Allen sagen wollen. —"

„Wart', ich will dir heller Teufel!" so schrie die wilde Röttmännin und rang mit der Braut um das Kind; diese wehrte sich aber mit aller Macht, und eben als die beiden Frauen noch mit einander rangen, traten die beiden Großväter ein.

„Da ist mein Großvater!" jauchzte der kleine Joseph und rannte auf den Schilder-David zu.

„Ist das das verlorene Enkelchen," fragte der Speidel-Röttmann; „komm her, Bursch; da hast du noch einen Großvater. Das ist ja ein prächtiger Bursch. Wär' Schade gewesen!"

„Und ich sage Nein und dreimal Nein und siebenmal Nein, und eher lasse ich mir die Zunge ausreißen und dem Hund vorwerfen, ehe ich Ja sage!" raste die Röttmännin.

„Hast Recht, sag' Nein! Aber es gilt nichts mehr. Ist das nicht ein Wunder vom Himmel, daß ein

Kind so verloren und wieder gefunden ist? Draußen im Walde rennt das ganze Dorf hin und her, und sie suchen das Kind; das ist ja ein Kind, auf das dürfen wir stolz sein, und das ist ja eine Ehre und ein Ansehen, daß Einem so ein Kind gegeben ist, das alle Menschen so lieb haben und ihr Leben dafür einsetzen. Unser Herrgott hat ein Wunder gethan, jetzt soll er auch an dir ein Wunder thun, Frau. Sei gut, gib nach. Nachgeben ist keine Sünde. Bist du's zufrieden, Toni?"

„Wenn's weiter nichts ist, mit meinem Willen werde ich diesem Kind seinen Vater nicht nehmen."

„Und ich sage Nein und Nein und mit meinem letzten Athem sage ich Nein, und ich will sehen, ob man über mein Nein hinüberschreiten kann."

Der Schilder-David hatte während dieser ganzen Hin- und Widerrede geschwiegen, er hielt den Joseph hoch in den Armen, fuhr ihm immer mit der Hand über's Gesicht und über den ganzen Körper herunter, ob's denn auch wahr ist, daß er ihn wieder habe; und jetzt schlich er mit Joseph auf dem Arm zur Thür hinaus. Er wußte nicht, was er wollte; er wollte mit dem Kinde allein wieder heim, aber erst vor dem Hause merkte er, daß ihm die Kniee wie

gebrochen waren; er mußte sich dort auf die Treppenstufen setzen und drinnen im Hause hörte er lärmen und ein Fenster wurde geöffnet und ein scharfer Rauch kam heraus, denn man hatte die Lichter am Weihnachtsbaum ausgeblasen.

So saß der Schilder-David. Wer kommt da, wer ist das? Es ist Häspele. Er jauchzte hoch auf, als er den Joseph sah, der aber schnatterte, daß auch der Schilder-David nur mit Mühe sich hielt.

„Geh' schnell zurück in den Wald und sage, daß er da ist; sie sollen nicht mehr umsonst herum laufen," rief David zähneklappernd.

Häspele eilte mit lautem Gejauchze zurück. „Er ist gefunden! Er ist gefunden!" schrie er den Berg hinauf, bis er nicht mehr schreien konnte.

Zum Schilder-David aber kam jetzt eine Frauengestalt und sagte: „Gebt das Kind mir."

„Nein, ich geb's nicht her. Was willst du?"

„Ich will es hinauftragen in meine Kammer und in mein Bett legen. Kommt mit."

„Ei, du bist ja die Toni? Deine Mutter war eine brave Frau."

„Und ich möcht' es auch sein. Kommt, schnell, hurtig!"

„Ich kann keine Treppe mehr steigen; ich spür's jetzt, was ich durchgemacht habe.“

„So kommt in den Stall, da ist's auch warm.“ Toni führte den Schilder-David in den Stall, machte aus trockenem Heu ein gutes Lager zurecht, legte das Kind hinein und deckte es zu.

Der Schilder-David hielt dem Kinde die Hand auf die Stirn, das Kind schlief, und der Großvater blieb bei ihm sitzen und wagte kaum zu athmen. Erst als sie beide ganz ruhig waren, ging des Heidenmüllers Toni leise aus dem Stall.

Sechzehntes Kapitel.

Schlafen und Wachen in der Heidenmühle.

Häspele war von den Eltern auf der Höhe, wo sie das Licht gesehen hatten, fortgeschickt worden, er solle ausspüren, was dort vorgeht. Martina wollte es nicht glauben, als Adam hinzufügte: „Es kann ja sein, wer weiß, vielleicht haben sie unsern Joseph in der Mühle gefunden," und doch wollte sie gleich mit hinab; Adam brachte sie dazu, daß sie wartete, bis Häspele zurückkäme.

Endlich kam er; er rannte nach der Stelle, wo sie auf ihn warten wollten; sie waren nicht da. „Ist denn heute Alles verhext?" sagte Häspele. Adam und Martina waren aber eben daran, die drei Engel zu fangen. Adam hielt sie mit seiner mächtigen Stimme an, als sie des Weges daher kamen, aber die Engel schienen einmal vor dem Geschlechte der Röttmänner solche Angst zu haben, daß sie davon liefen.

„Du wirst sehen, unser Joseph ist mit zum Dreikönig-Singen gegangen,“ lebte Martina wieder neu auf.

Adam setzt den Engeln nach und bekommt richtig einen bei seinen Flügeln, aber der Flügel bleibt in seiner Hand; er folgt den Engeln, sie fliehen, aber nicht schnell genug für einen Mann wie Adam. Er hielt einen der Engel in der Hand hoch und frug ihn nach Joseph; dann brachte er ihn zu Martina, die weiter oben wartete; aber der Knabe war so voll Zittern, daß nichts aus ihm herauszubringen war; er wollte um Alles nicht gestehen, wer seine Kameraden seien, und als man ihn fragte, ob ihnen nicht ein starker Knabe von sieben Jahren begegnet sei, da sagte der Engel bald nein, bald ja; es war nicht klug daraus zu werden. Mitten in diesem Verhöre erschien Häspele: „Er ist da! Er ist da!“

„Wer ist da?“

„Der Joseph!“ sagte der Häspele heiser.

„Wo? Wo? Wo?!“ stürzte Martina auf ihn los. „Wo ist er? Um Gotteswillen! Ist er todt oder lebendig?“

„Drunten in der Heidenmühle sitzt er und trinkt warmen Wein!“

„Mein Joseph! mein Joseph!“ schrie Martina, daß es im Thale widerhallte, und rannte mit aller Macht den Berg hinab; Adam konnte ihr kaum folgen; sie eilte die Treppe hinauf, riß die Thüre auf und schrie: „Joseph! Joseph! Wo ist mein Joseph?“

„Geh’ zum Teufel mit deinem Joseph!“ antwortete ihr eine Stimme; sie kannte sie, es war die Stimme der Röttmännin. Kein Schreck, keine Angst, keine Todesfurcht, keine Himmelsfreude hatte Martina niederwerfen können; diese Stimme warf sie nieder, daß sie mit einem entsetzlichen Schrei leblos zu Boden sank; selbst der hinter ihr stehende Adam war so erschreckt, daß er sie fallen ließ, ohne sie aufzuhalten. „Mutter! Mutter!“ schrie er; er konnte weiter nichts hervorbringen.

„Heiße sie nicht Mutter,“ rief die Braut; „geh’ weg, Adam, laß mich; ich will sie schon aufheben. Gib mir den warmen Wein dort her, tropfe ihr den Schnee von deinem Mantel auf die Schläfe. So, so! sie athmet.“

„Hahaha!“ lachte die alte Röttmännin, „und wenn die ganze Welt zum Narren wird, ich nicht; und wenn sie alle vor mir umfallen wie die Maikäfer, ich sage doch Nein.“

Der Speidel-Röttmann aber, statt seiner Frau zu antworten, ging auf Martina zu: „Komm, Martina, sei gescheit, erhole dich. So, ich heb' dich auf, so, da setz' dich her."

„Mein Joseph! Wo ist mein Joseph?"

„Unten im warmen Stall, er schläft; laß ihn ruhig schlafen, dein Vater ist bei ihm und wacht; wir haben ihn in's warme Heu gelegt, aber wart' nur, wir tragen ihn jetzt gleich herauf und legen ihn in mein Bett, es ist gleich nebenan in der Kammer. Du darfst hinuntergehen, Adam, brauchst nicht zu fürchten, daß deiner Martina was geschieht, geh' du nur, ich bin bei ihr."

„Und Ich!" sagte der Speidel-Röttmann. Adam ging die Treppe hinab in den Stall und trug das Kind herauf in das Bett. Der Schilder-David schlief so fest, daß er ihn nicht zu wecken wagte. Auch das Kind schlief fort, da er es auf den Arm nahm und die Treppe hinauftrug; es fuhr dem Vater nur einmal mit der Hand über's Gesicht, dann ließ es die Hand wieder schlaff sinken. Leise wurde nun Martina in die Kammer geführt, sie beugte sich nur still über Joseph und hörte ihn athmen.

„Leg' dich ein bischen zu dem Kind auf mein Bett,"

sagte des Heidenmüllers Toni zu Martina; diese schaute sie groß an, und Toni sagte: „Sei froh, daß es so gekommen ist. Dein Adam und ich, wir haben uns miteinander verloben müssen; er ist gezwungen gewesen wie ich, und dein Adam ist brav, kein ander Wort hat er zu mir geredet als von dir, und wir sind Brautleute gewesen und haben einander noch keinen Kuß gegeben."

„So geb' Ich dir einen," sagte Martina aufstehend und umhalste Toni.

„Da möcht' ich meine Backen dazwischen haben," sagte Häspele zu Adam und fuhr gegen die beiden Frauen fort: „Ihr seid alle beide gute Bissen. Jetzt, Toni, jetzt wär's geschickt; nimm mich, willst? Ich sehe schon, du sagst Nein, aber deine Hochzeitschuhe mache ich dir doch."

„Wo ist mein Vater?" unterbrach Martina.

„Er schläft im Heu."

„Lieber Gott, wenn er erwacht und das Kind ist ihm von der Seite genommen; der kommt von Sinnen."

„Sei ruhig, ich gehe in den Stall und bleibe bei ihm, bis er aufwacht," entgegnete Toni, aber Häspele hielt sie auf; er wollte etwas zu trinken,

denn er müßte schnell auf den Reitersberg, wo die Wache wartete. Toni brachte ihm schnell ein Glas Würzwein. Der Verlobungswein wurde heute von seltsamen Gästen genossen.

Es war nun wieder still auf der Mühle. Hier schlief Joseph, an dessen Bett Adam und Martina wachten, im Heu schlief der Schilder-David, bei dem Toni wachte, und oben in der Kammer schlief der Heidenmüller. Die Röttmännin suchte ihn zu wecken, sie mußte eines Mannes Hülfe haben, aber der Heidenmüller gab keinen Laut von sich und die Röttmännin fluchte auf den regungslosen „Mehlsack," der sich jetzt dahin legt, während das ganze Haus auseinander fährt. Eben als die Röttmännin wieder in die Stube kam, schrie sie laut auf: „Was ist denn das? Will denn die Welt untergehen heute?" Denn es krachte von den Bergen, tönte wieder aus den Thälern und von den Felsen, daß der kleine Joseph selber drüber erwacht war und in der Kammer schrie: „Vater!"

„Ich bin da," antwortete Adam.

Das Schießen wiederholte sich und jetzt kam's herbei mit Waldhornklang, mit Schellengeklingel, Peitschenknallen und Hundegebell.

„Du hast den Teufel gerufen, daß er kommen soll. Hörst du? Er kommt. Gib nach, so lange es noch Zeit ist!“ suchte der Speidel-Röttmann seine Frau zu bekehren.

„Wenn der Teufel kommen will, ist's mir recht; möcht' schon einmal ein rechtes Wort mit ihm reden,“ erwiderte die Röttmännin; „ihr seid alle nichts nutz, ihr könnt alle zu Kreuz kriechen; was eine rechte Frau ist, gibt nie nach, nie, lieber sterb' ich.“

Das wilde Heer kam immer näher und jetzt hält es still vor der Mühle. Es kam aber nicht herauf, denn im Stalle hörte man das Jammergeschrei einer Frau und wildes Klagen und Stöhnen einer Männerstimme. Der Schilder-David war erwacht, er fand das Kind nicht und wühlte jetzt im Heu, das Kind suchend, und schrie und stöhnte, und das Zureden der Toni half nichts, ja der Schilder-David drohte, sie zu erwürgen, wenn sie ihm das Kind nicht gebe.

Eduard drang in den Stall, und Toni warf sich ihm entgegen und rief: „Helft, helft!“ Im Schein der Laterne sah der Schilder-David entsetzlich aus, wie er im Heu wühlte und sich umwendete und die Halme ihm über das Gesicht und in den Haaren hingen.

„David, es ist ja Alles gut," sagte der junge Landwirth mit seiner wohltönenden Stimme; der Schilder-David sank in das Heu zurück.

„Wer ist der Fremde?" fragte Toni den Häspele.

„Der Bruder unserer Pfarrerin."

„Herr... Herr Bruder," begann Toni, „saget doch dem David, daß sein Enkelchen in meiner Kammer ist und der Adam und die Martina bei ihm. Saget Ihr's ihm, mir glaubt er nicht, mich hört er nicht. Um Gottes willen helfet, Ihr seid ja der Bruder der Pfarrerin und Ihr müßt auch ein guter Mensch sein, und ich hab' es Euch heute auch schon angesehen. Um Gottes willen haltet auf."

Der Schilder-David, der sich in's Heu gesetzt hatte, streckte Toni die Hand entgegen. „Du hast Recht. Verzeih', hilf mir auf." Toni an der einen und Eduard an der andern Hand hoben den Schilder-David in die Höhe, und er sagte: „Ihr seid zwei gute Menschen." Eduard hielt den Schilder-David im linken Arm, die Rechte reichte er Toni, er wußte nicht, warum er's that, und sie gab ihm die Hand, und sie wußte nicht, warum sie es that, aber sie hielten einander fest. „Ich kann schon jetzt allein gehen," sagte der Schilder-David, und die beiden

säuberten ihn von dem Heu und geleiteten ihn die Treppe hinauf.

Das Wiedersehen von Martina und Schilder-David war kurz abgebrochen, sie reichte ihm nur das Kind hin, dann gingen sie alle in die Stube, wo man den Häspele laut lachen hörte. Er wollte den Fastnachtshansel spielen und dabei die Röttmännin zum Jawort bekehren, das sollte ihr in dieser Weise das leichteste sein.

Als Joseph an der Hand des Großvaters in die Stube kam, sagte Toni: „Du hast dabei nichts zu hören," und sie führte ihn wieder zurück in die Kammer jenseits des Hausflurs. „Das ist der Bruder der Pfarrerin," sagte sie noch im Hinausgehen zur Röttmännin, indem sie Eduard vorstellte.

Dieser sprach nun auch eindringlich zur Röttmännin, sie gab ihm keine Antwort, keinen Laut ließ sie hören und schaute ihn immer funkelnden Auges an.

„Es ist bald Zeit, daß man in die Kirche geht," hieß es nun, und der ganze Trupp verließ die Stube. Als man sich vor dem Hause sammelte, hörte man oben in der Stube rufen: „Die Röttmännin soll leben, sie hat ihr Jawort gegeben!"

Es war die Stimme Häspeles, er kam triumphirend die Treppe herunter, Alles schrie Hoch und abermals Hoch, das Horn schallte drein, die Rollen klingelten, eine Stimme schrie vom Fenster heraus, man hörte sie nicht.

Unter Hörnerklang und Gesang zog man den Wald hinauf, dem Dorf zu. Toni ging neben Martina. Auf der ersten Anhöhe sagte sie: „Jetzt muß ich umkehren, ich möcht' gern mit euch in die Kirche und möcht' gern bei dir bleiben, aber ich weiß nicht, was das ist, jetzt überfällt mich eine Angst, daß mein Vater von all dem Lärm nicht aufgewacht ist. Ich bin kein braves Kind, ich hab' nicht nach ihm gesehen. Gut Nacht, Joseph," sagte sie, diesem die Hand reichend, „gut Nacht alle mit einander." Sie ging an Eduard vorbei, ihre Hand zuckte und auch die Hand Eduards, aber sie gaben doch einander die Hand nicht vor den Menschen.

„Gut Nacht," sagte Eduard leise und sie erwiderte ebenso leise „Gut Nacht." Häspele brachte ihr noch ein schallendes Hoch aus, als sie zur Mühle zurückkehrte und Alles stimmte mit ein. Adam trug den Joseph auf dem Arm; er hatte ihm die neuen Kleider angezogen und die neuen Stiefel, und endlich mußte

er dem Großvater nachgeben, daß das Kind neben ihm herschritt.

Auf der Anhöhe vor dem Dorfe schrie Häspele mit der letzten Kraft seiner Stimmmittel: „Halt! Halt!“

Hier lag der Wolf noch im Feld, wo ihn Adam hingeschleudert hatte. Adam führte seinen Sohn zu dem todten Thiere und sagte: „Sieh', den hab' ich todtgeschlagen mit meinem Knittel.“ Joseph ließ sich aber durch kein Bitten und kein Schelten dazu bewegen, den Wolf zu berühren, er fürchtete sich. „Es ist gut, daß du in Vaters Gewalt kommst,“ sagte Adam, „wenn's noch länger gedauert hätte, du wärest kein Röttmann geworden.“ An der rechten Hand führte er drauf seinen Sohn, an der linken schleppte er den Wolf. So ging's hinein bis vor des Schilder-Davids Haus.

Siebenzehntes Kapitel.

Großes im kleinen Hause.

„Ja, das habe ich noch zu sagen vergessen, der Heidenmüller,“ hatte Leegart gesagt, als sie plötzlich durch das Geschrei vor dem Hause unterbrochen wurde . . . .

„Er ist gefunden! Der Joseph ist da.“

Die Weiber rannten vor das Haus und fragten: „Ist Niemand verunglückt?“

„Alles wohl auf. Alles,“ hieß es zur Antwort.

Leegart blieb unverrückt auf ihrem Platze sitzen, sie stemmte nur ihre Füße um so fester auf den Schemel, der jetzt so seltsam zu zittern begann, nahm schnell eine Prise der Beruhigung und betrachtete die Jacke mit jenem Blicke, der da spricht: dich krieg' ich nicht mehr in die Hand.

„Der Joseph ist da!“ rief der voraus stürmende Häspele der Leegart zu.

„Und meine Jacke ist fertig!“ entgegnete Leegart in der bescheidenen Zuversicht, daß sie den Joseph durch ihr unausgesetztes Nähen am Leben erhalten habe. Da indeß der einfältige Häspele nichts darüber bemerkte, fragte sie: „Wo hat man ihn gefunden?“

„In der Heidenmühle.“

„Ich hätt' eigentlich nicht zu fragen brauchen,“ betheuerte Leegart, mit stolzer Ruhe um sich blickend, „ich hab's gewußt, wo er ist, ich hab' den Weg angegeben, den er gegangen ist; eben in der Minute, wo das Geschrei gekommen ist, habe ich das Wort gesagt: der Heidenmüller. — Die Weiber müssen mir's alle bezeugen.“

Für Leegart war das vor Allem das Wichtigste, daß sie so weise war, auch dahin sehen zu können, wo sie nicht ist. Als alle in die Stube kamen und Martina ihr die Hände drückte — sie zerdrückte dabei eine heimliche Prise — da sagte Leegart wieder: „Ich hab's gewußt, ich hab's vorhin gesagt, in der Heidenmühle ist er. In der Minute, wo der Häspele gekommen ist, habe ich noch das Wort Heidenmüller gesagt, und ich prophezeie dir, Martina, du kriegst deinen Adam.“

„Es ist so! Es ist so! Da kommt er!“ rief Martina.

Leegart schaute demüthig zu Boden, sie wollte nicht dafür gelten, daß sie prophezeien könne, wenn nur sie es bei sich weiß. Sie nickte allen zu, die in die Stube eintraten, wie wenn sie sagen wollte: ich hab's gewußt, daß ihr kommen müsset, ich hab' Alles voraus gesehen und genau hab' ich's vorher gesehen, wie der Adam den Joseph an der Hand hält, und das von dem Wolf habe ich auch gesehen, bei mir ist es nur eine Kreuzotter gewesen, aber ein böses giftiges Thier ist das eine wie das andere. Es hat Alles so kommen müssen. Sie war über nichts verwundert. Mir ist nichts verborgen, sagten ihre Mienen, und sie schnupft dabei ebenso heimlich als behaglich.

„Ich hab' drei Vater,“ rief der kleine Joseph. „Leegart, da sind meine drei Vater.“

„Gut, aber geh' jetzt schlafen,“ befahl David. „Martina, bring' den Joseph in's Bett! Gottlob, daß wir wieder alle da sind!“ schrie er seiner Frau in's Ohr. Die Großmutter nickte fröhlich. „Hat's Heu geschneit?“ fragte sie und nahm ihrem Manne noch einige Halme aus dem Haare. Alles lachte,

die taube Großmutter lachte vergnüglich mit, um und um schauend, sie sah von jedem Gesichte ab, was sie nicht hören konnte. Sie reichte dem Speidel-Röttmann die Hand und sagte: „Setzet Euch, setzet Euch nur."

Adam reichte ihr von selbst die Hand und rief mit gewaltiger Stimme ihr in's Ohr: „Grüß Gott, Schwiegermutter!"

Die Schilder-Davidin wich einen Schritt zurück, wie wenn sie einen Stoß bekommen hätte. „Ich hör' schon. Ich bin nicht so taub," sagte sie auf der Ofenbank vor sich hin und betrachtete scheu die großen Männer und die großen Hunde.

Das kleine Haus des Schilder-David war nicht für die Röttmänner gemacht. Vater und Sohn reichten fast an die Decke, wenn sie aufrecht standen.

Der kleine Joseph saß eine Weile auf dem Schooße des Speidel-Röttmann. David war eifersüchtig und fast bös auf das Kind, das so schnell an andere Menschen sich gewöhnt.

„Schenk' mir deinen großen Wolfshund," sagte Joseph zu Großvater Röttmann, und dieser erwiderte: „Er ist dein."

„Du bist mein," sagte Joseph zu dem Hunde,

aber einstweilen mußte er ihn noch dem Großvater lassen, denn der Hund ging nicht mit ihm.

„Bring' Eines den Joseph in's Bett," befahl David jetzt wiederholt. Die Großmutter verstand an den Lippen ihres Mannes, was er sagte, sie nahm den kleinen Joseph und ging mit ihm nach der Dachkammer. Kaum war die Thüre hinter Großmutter und Enkelchen in's Schloß gefallen, als Leegart vortrat und mit einer Bestimmtheit und Festigkeit, die alle staunen machte, ausrief: „Und jetzt, Martina, jetzt zieh' dich zur Hochzeit an. Ich zieh' dich an, ich habe dir's versprochen. Ihr Männer, wenn ihr rechte Männer seid, so machet, daß heute Nacht noch Adam und Martina getraut werden. Ihr könnet, wenn ihr wollet und nicht nachgebet. Ihr Röttmänner, jetzt gibt's ein Röttmannsstück, wo ihr euch zeigen könnet. Jetzt soll der Speidel einen harten Klotz spalten und du, Gaul, sollst Vorspann sein. Was schaut ihr mich so an? Geht zum Pfarrer und ich sag's euch, ihr bringet's zuweg. Ich sag's euch und weiß was ich sag'. Komm, Martina, ich zieh' dich an. Du sollst nicht am Tag gehen und dein Gesicht verhüllen, du hast dich lange genug gegrämt und geschämt. Komm."

Sie zog Martina mit in die Kammer, alle sahen ihr staunend nach, Niemand redete ein Wort. Bald kam Martina festlich gekleidet in die Stube zurück. Adam ging auf sie zu und zeigte ihr, ohne daß es die Andern sahen, etwas, das eingewickelt und mit einem besondern Band in seinem Geldbeutel befestigt war. Dann wendete er sich in die Stube und sagte: „Vater, Schwiegervater, es ist am besten so. Kommt mit uns zum Pfarrer. Noch heute muß er uns zusammen geben."

„Es wird nicht gehen."

„Wir wollen's probiren."

„Noch eine Hauptsache," hielt jetzt der Schilder-David auf. „Wenn man sich zum Aufgebot meldet, muß man den Katechismus und besonders die Zehngebote kennen. Kannst du mir sie noch hersagen, Adam? Du schweigst? Hier hast du den Katechismus vom Joseph, geh' in die Kammer und wiederhol' es schnell."

„Ich helf' dir," sagte Martina und ging mit Adam in die Kammer.

Das war aber ein schwer Stück Arbeit. Adam standen schwere Tropfen auf der Stirne, aber er brachte dafür die Zehngebote nicht wieder in den

Kopf, besonders die Ordnung wie sie nach einander folgen, verwirrte er immer wieder, und dabei hatte er offenbar eine tiefe Erschütterung im Herzen, wie er jetzt in dieser Stunde diese ewigen Gesetze wieder sich einprägen sollte.

„Kann unser Joseph die Zehngebote auswendig?“ fragte er Martina.

„Ja freilich, Wort für Wort.“

Die Leegart erlöste den verzweifelnden Adam, sie kam in die Kammer und sagte: „Haltet euch jetzt nicht auf. Bei euch ist's anders wie bei anderen Menschen. Der Pfarrer wird nicht darnach fragen, und du kannst ja dem Pfarrer versprechen, daß du es nachlernen willst.“

„So ist's,“ bestätigte Adam glücklich und machte das Buch zu, ihm war eine schwerere Last von den Schultern genommen als damals, da er die beiden Räder trug.

Er ging mit Martina in die Stube.

Die beiden Väter und das Brautpaar wollten mit einander das Haus verlassen. Adam versuchte der Schwiegermutter zu erklären, was vorgehe, aber sie wich vor ihm zurück und hielt sich die Ohren zu; erst als David zu ihr redete, nickte sie.

„Soll ich daheim bleiben und den Joseph hüten?“ fragte sie. „Ich will's thun, ihr habt alle mehr gethan und ich hab' daheim gesessen, aber ich möcht' doch auch dabei sein, wenn meine Martina getraut wird.“

„Die Leegart ist so gut und bleibt bei dir.“

„Nein, ich bin nicht so gut. Ich hab' gelobt, bei der Trauung der Martina zu sein, und ich könnte nicht davon bleiben, wenn ich auch wollte.“

Glücklicherweise kam jetzt der Nothhelfer Häspele, und obgleich er sich sehr schön herausgeputzt hatte und sich wohl rühmte, was er gethan, und sich übermäßig freute, daß heute die Hochzeit sein solle und natürlich damit vorn stehen wollte, ließ er sich doch endlich bewegen, bei dem Joseph zu bleiben, denn Martina sagte: „Vetter, du bist dein Lebtag gut gegen das Kind gewesen und gegen mich, thu' auch noch das Gute und bleib' jetzt bei dem Kind.“

„Ja, ja, ich thu's schon, rede nichts mehr,“ sagte Häspele, schluckte die Thränen hinab und ging hinauf in die Dachkammer und blieb beim Joseph sitzen.

Die beiden Väter, die Mutter und das Brautpaar gingen nach dem Pfarrhause, wenige Schritte hinter ihnen drein ging die Leegart allein, sie schaute

um und um nach den Häusern, wo überall Licht war, da ahnt Niemand, welch ein Unerwartetes diese Nacht noch vollbringen muß. Leegart hört Musik. Das ist Hochzeitsmusik, die in den Lüften spielt. Freilich hört nur sie allein diese Musik, aber sie weiß und hört eben auch mehr als andere Menschen.

Als die Hochzeitsleute im Pfarrhause in die Stube eintraten, blieb Leegart bei der Magd in der Küche, sie schickte sie aber alsbald in die Stube, damit sie das Schiebfensterchen öffne, das nach der Küche führte.

Achtzehntes Kapitel.

Um des Kindes willen.

Die Nacht ward zum Tage, der Tag zur Nacht verwandelt, so gestern wie heute. Es bedurfte der ganzen stillen Gelassenheit des Pfarrers, daß er nicht in fiebrische Hast und Unruhe versetzt wurde. Aber so wenig er es duldete, daß man ohne die äußerste Noth mit der Kirchenglocke Sturm läutete, ebenso wußte er sein Inneres vor Sturm zu bewahren. Er schaute lange zum Fenster hinaus, jetzt in der Nacht hörte man den Pendelschlag der Thurmuhr und gleichmäßig wie der Pendelschlag der Thurmuhr ging der Herzschlag des Pfarrers. Er hatte die schwere Kunst gelernt, mitten in aller Unruhe und allem Herzeleid, das er in voller Seele mit empfand, die Gelassenheit festzuhalten und jegliche Leidenschaft, auch die edelste der Mitempfindung nieder zu halten.

Während Alles, was bei dem Auszuge im Dorfe

verblieben war, sich zu einer Arbeit zwang, Unterhaltung und Ansprache suchte, um die Angst zu überwinden, um sich wach zu halten, saß der Pfarrer sinnend und allein in seiner Stube und schaute vor sich hin ohne Regung, ohne irgend etwas vorzunehmen, und doch war's dabei lebendig und bewegt in seiner Seele. Die Dorfbewohner, die von dieser Gewohnheit wußten, behaupteten, der Pfarrer predige im Stillen vor sich selber, die Pfarrerin aber hatte ihrem Vater vertraut und sonst noch Niemand auf der Welt: der Pfarrer setze in solchen Stunden wundersame Gedichte, so fein, so zart, daß die feste Sprache für sie zu rauh sei, und es genüge ihm, die Worte und Gedanken vor sich zu gewinnen, und er habe weder Lust noch Bedürfniß, sie in geschriebenen Zeichen festzuhalten. So habe er damals, als man im Nachbardorfe Wengern das Kind erfroren gefunden, die Worte, die jetzt auf dem Grabe stehen, wie träumend vor sich hingesprochen, und sie habe viele Mühe gehabt, bis er ihr erlaubte, sie aufzuschreiben und dem Amtsbruder in Wengern zu übergeben. Manchmal aber war es auch ein Gedicht, ein tiefer Gedanke aus fremder Seele oder eine Melodie seines Lieblingsmeisters, die der Pfarrer in solchen stillen

Stunden sich selber wiederholte, weiter führte und neu bildete, und wenn er so still mit sich verkehrt hatte — die Pfarrerin nannte es sein überirdisches und er nannte es sein unterirdisches Dasein — da trat er in die Welt hinaus zu den Menschen mit dem lauten Wort, mit einer Weihe und Verklärung, mit einer gesättigten Kraft, die jeder empfand. So saß er an diesem Abend still, in sich lebend. Langsam tönten die Glockenschläge vom Thurm, die Stunde auf Stunde verkündigen; sie tönen gleich, ob es Tag, ob es Nacht, ob sie in Freud oder Leid hineinklingen; sie tönen und sprechen: wieder ein Zeitraum dahin, der zur Ewigkeit geworden.

„Wir haben ihn gefunden!" rief es plötzlich auf der Straße, und Waldhornklang schallte drein. Der Pfarrer trat an's Fenster und hieß seinen Schwager willkommen.

In der Stube erzählte Eduard mit hastigen Worten, daß Joseph in der Heidenmühle bei der vormaligen Braut Adams gefunden worden sei. Er hielt sich nicht lange dabei auf, das krallige Wesen der wilden Röttmännin zu schildern; er sagte mit Begeisterung, wie rechtschaffen heute sich das Herz des ganzen Dorfes bewährt: „Diese Männer haben nichts,

als ihr Leben, ihre gesunden Glieder, mit denen sie sich durchschlagen müssen, und mit einer Zuversicht und Bestimmtheit, als müßte das so sein, setzte Jeder sein Alles ein, um ein verlorenes Kind zu retten. Da hat sich's gezeigt, daß Ihr Herz, lieber Schwager, in allen diesen Menschen lebt; Sie waren daheim und doch waren Sie bei uns. Ich kann mir's nun denken, daß es Ihnen schwer, fast unmöglich sein muß, diese Menschen zu verlassen."

Der Pfarrer erwiderte nichts darauf, kein Wort der Zustimmung oder des Widerspruchs, und die Pfarrerin fragte: „Und des Heidenmüllers Toni hat den Adam aufgegeben? Gottlob! Sie hat ein feines und reines Herz, der wird es noch gut gehen in der Welt. Warum habt ihr sie aber nicht mitgenommen in's Dorf? Hättest du sie mir nur in's Haus gebracht, Eduard. Sie bedarf jetzt des Schutzes vor ihrem Vater, vor ihrer Stiefmutter und der wilden Röttmännin."

Eduard antwortete nicht, aber er athmete schwer; der Pfarrer setzte indeß hinzu: „Sei ruhig wegen der Toni, sie ist stark genug, sie ist von hartem Kernholz, und man kann Niemand die Folgen seiner Thaten entziehen; im Guten wie im Bösen. Wer

zur That die Kraft hat, hat auch die Kraft, die Folgen zu tragen, und muß sie haben."

Eduard schaute beruhigter auf, aber seine Wangen glühten, und als die Schwester die Hand an die Wange des Bruders legte, sagte sie: „Du bist im Fieber, geh' nur schnell zu Bett, geh', ich bring' dir guten Thee an's Bett."

Eduard war nicht Willens, dem zu folgen, und doch fühlte er, daß es ihm vor den Augen wirbelte; er hatte noch mehr erlebt, als er jetzt sagen konnte. Da klopfte es an. „Nur herein!" rief die Pfarrerin, aber es zögerte vor der Thüre; sie öffnete dieselbe und herein traten: Speidel-Röttmann, der Schilder-David und seine Frau, und hinter ihnen Adam und Martina.

„Herr Pfarrer," nahm der Schilder-David das Wort, „Gott hat uns wunderbar geholfen, jetzt helfen Sie weiter, und rasch, daß Alles in Ordnung kommt."

„Was soll ich?"

„Red' du," zog sich David zurück und deutete dabei auf den Speidel-Röttmann.

„Ich habe gemeint," begann dieser und strich sich mit der flachen Hand nochmals über den glattgeschorenen Kopf, als wollte er nochmals eine Ehrenbezeugung machen und einen unsichtbaren Hut abziehen,

„ich hab' nichts dagegen, der Herr Pfarrer soll meinen Adam und die Martina noch heute zusammengeben."

„O, das ist ja prächtig!" rief die Pfarrerin, und Adam trat vor mit Martina an der Hand und sagte: „Ja, Herr Pfarrer, wir bitten darum."

„Wir bitten!" wiederholte leise Martina.

„Ruhig, nur ruhig," befahl der Pfarrer. „Ihr beiden jungen Leute kommt mit mir in mein Zimmer." Er ging voran und die beiden folgten ihm.

„Setzt euch," sagte der Pfarrer drin in der Stube; die beiden setzten sich und er fuhr fort: „Adam, du glaubst, weil du der Reichste in der Gegend bist, weil du an den Geldsack schlagen und ausrufen kannst: was kostet's? da ist's — nun muß dir auch Alles zu Gefallen sein; weil du hoffärtig auf deine Kraft bist, weil du ein Pferd umreißen, einen Wolf todtschlagen kannst, glaubst du, daß es auch kein Gesetz gebe, keine ewigen Satzungen, die man nicht zwingen kann ...." Der Pfarrer hielt inne, und Adam begann: „Herr Pfarrer! Es kennt mich kein Mensch auf der Welt, mein Vater nicht, meine Mutter nicht, nur meine Martina kennt mich, und Sie, Herr Pfarrer, kennen mich wohl auch, aber doch wieder nicht recht. Es ist wahr, wie Sie mir das gesagt

haben, da eben ist ein wilder Kerl in mir gewesen, der hätte gern dreingeschlagen, Alles kurz und klein geschlagen. Es ist wahr, ich habe ihn noch nicht untergekriegt, den wilden Kerl; aber, Herr Pfarrer, von jetzt an ist er drunten, und Ihr und meine Martina .... Leget mir eine Buße auf, ich will sie still tragen, ich hab's verdient. Lasset mir den Finger abhacken, daß ich so schwach werde wie ein kleines Kind, ich will nicht zucken ..."

Vor Bewegung konnte Adam nicht weiter reden, und der Pfarrer nahm auf: „Es ist Gesetz, daß man drei Sonntage nach einander aufgeboten wird."

„Ist es denn noch nicht genug, daß mir um mein Kind das Mark im Leib gezittert hat? Sagt mir, was ich thun soll, Herr Pfarrer, ich will's thun."

„O, Herr Pfarrer," bat Martina, „sind wir denn nicht schon genug gestraft? Haben wir denn nicht lang genug gebüßt?"

„Nein. Du hast dich brav benommen in dieser schweren Zeit, aber deine Sünde ist auch schwer. Es soll nicht sein, daß diejenigen, die sich vom Gesetz entbunden haben, nun auch alle Gesetze aufheben dürfen."

„Wenn's nicht anders ist, in Gottes Namen,"

sagte Adam. Martina aber konnte vor Weinen nicht reden. Der Pfarrer ließ sie geraume Zeit still sitzen, dann sagte er: „Kommt mit in die Stube."

„Ist's fertig?" fragte die Pfarrerin.

Adam und Martina schüttelten mit dem Kopf; da trat der Speidel-Röttmann vor und sagte: „Herr Pfarrer, ist es wegen dem Aufgebot?"

„Ja, ja," entgegnete Adam.

„Wenn's weiter nichts ist," sagte der Speidel-Röttmann und stellte sich breit hin, „Herr Pfarrer, ich bezahle die Strafe, die es kostet."

„Ja wohl, wenn die reichen Bauern mit Geld drein fahren könnten, dann glauben sie, wäre Alles zu schlichten; aber Meister Röttmann, es gibt etwas, was Eure zehn Pferde nicht vom Fleck bringen. Noch eins: hat Eure Frau ihr Jawort gegeben?"

„Der Häspele behauptet es," fiel Eduard ein, „er soll kommen."

Adam eilte schnell und holte den Häspele herbei; dieser kam zitternd, und als der Pfarrer ihn auf sein Gewissen fragte, ob die Röttmännin ihr Jawort gegeben, sagte er, nachdem er sich die Lippen wund gebissen: „Nein, das hat sie nicht."

„Gut denn," sagte der Pfarrer, „ich will es auf

mein Gewissen nehmen, ohne das Jawort der Röttmännin euch zu trauen. Aber nun will ich euch was sagen: nicht deine Kraft, Adam, und auch nicht deine Demuth — ich glaube daran und ich hoffe, sie wird bleiben — auch nicht Eure Prahlerei mit Strafe bezahlen, Meister Röttmann, sondern —"

„Wegen des kleinen Joseph," konnte sich die Pfarrerin nicht enthalten einzufallen. „Wegen des kleinen Joseph gibst du nach. Er ist ein kluges Kind. Was soll daraus werden, wenn er hört, seine Eltern seien jetzt erst aufgeboten? Wie wird er sich wehren müssen gegen seine Kameraden; wer weiß, was für ein böser Tropfen da in seine Seele fällt, und was in späteren Jahren daraus entquillt."

„So ist's," bestätigte der Pfarrer, „jetzt schläft das Kind und weiß nichts von all den Wirrnissen und Irrwegen der Welt; er ist in den Tod und aus dem Tod gegangen, um seinen Vater zu suchen, der ein Schwächling war, trotz seiner Kraft, und seinen Großvater, der bisher nur glaubte, Alles ließe sich mit Geld loskaufen. Um des kleinen Joseph willen traue ich euch noch heute Nacht."

Martina stürzte vor dem Pfarrer nieder und küßte ihm die Hände; Adam hätte das auch offenbar gern

gethan, aber zum Knieen, so weit hatte er es doch noch nicht gebracht, er legte nur die Hand auf das Haupt der Martina, wie wenn sie auch an seiner Statt da hinkniete.

Alles war still in der Stube, und der Pfarrer schloß: „In der Kirche sehen wir uns wieder,“ und ging in das Nebenzimmer. Im Pfarrhause war es bald wieder still, aber noch bevor die Hochzeitsleute das Haus verließen, hieß es im ganzen Dorf von Haus zu Haus: „Adam und Martina werden noch heute Nacht getraut. Die Leegart hat's gesagt.“

Neunzehntes Kapitel.

Eine Stimme um Mitternacht.

Die Glocken klangen in die Nacht hinein; aus der offenen Kirchthür drang ein breiter Lichtstrahl hinaus auf die Gräber, die von Schnee zugedeckt waren. In der Kirche war die ganze Gemeinde versammelt, Jeder hatte ein Licht vor sich; die Orgel tönte, die Gemeinde erhob den vollen Gesang.

Die Orgel verklang, die Stimmen verstummten und auf der Kanzel stand der Pfarrer und begann: „Was ihr der Geringsten Einem thut, das thut ihr unserm Vater im Himmel! Das ist ein Wort, ausgegangen aus fremdem, fernen Lande, es bewährt sich heut' hier in unsern Wäldern, hier, wo damals kaum ein Menschentritt der Fährte des wilden Thieres folgte, hier und überall." Er schilderte hierauf, daß der Mensch sich selber nichts Bessers thun kann, als was er einem Andern thue; „und nie," rief er,

„nie ist ein Menschenantlitz schöner, als in der Minute, da du eine gute That vollbracht; eine Glorie breitet sich über dich und erlöst dich von der Schwere des Daseins.“ Dann begann er wieder zu schildern, was es um den Gottesdienst um Mitternacht ist: „Freiwillig seid ihr hier versammelt und habt den Schlaf gebrochen, brechet auch den Schlaf der Seele, da euer Auge wacht. Wie oft weckte dich in der Nacht die Sorge, die Noth und du zucktest zusammen, du kannst den Schlaf nicht mehr finden, und wohl dir, wenn es nur eine Sorge ist, die da im Finstern schleicht und sich nicht fangen läßt. Weh dir, wenn es der Gedanke einer bösen That ist, die dich weckte. Dort weckt ein Kind die Mutter, der Vater ist weit fort, und am Krankenbette stehst du und hoffst den Tag heran und fragst: ist noch nicht Tag ...“

Als der Pfarrer diese Worte sprach, hielt sich Martina an Adam fest, der neben ihr in der vordersten Reihe saß: „Das ist der Ruf unseres Kindes aus der vergangenen Nacht.“

Und der Pfarrer fuhr fort: „O, stöhnest du, wenn es nur Tag wäre, nur das Licht der Sonne am Himmel, und Alles wird sich leichter ertragen.

Aber es leuchtete auch ein heller Stern in der Nacht.“ Der Pfarrer führte aus, wie wohl gethan es sei, einmal aus freien Stücken den Schlaf zu verscheuchen und in's Auge zu fassen das Sternenlicht in der Nacht; er kehrte wieder zurück zu den Texteswörten und segnete alle, die heute eine gute That zur Vorhalle gemacht, durch die sie in die Kirche kamen.

Kein Athemzug, kein Räuspern, kein Husten — was sonst bei dem nächtlichen Gottesdienste wie Klage der gestörten Lebensordnung die kirchliche Feier unterbricht — war heute vernehmbar; Jeder hatte den Athem angehalten, und die Mauern erdröhnten, als der Gesang jetzt wieder einfiel.

In kurzen und einfachen Worten vollzog nun der Pfarrer die Trauung von Adam und Martina, und still, unter dem abermaligen Geläute der Glocken zerstreute sich die Gemeinde. Einige Burschen hatten Flinten bereit gehalten, um nach der Trauung zu schießen, aber sie wurden von den aus der Kirche Kommenden zurückgehalten. Es war einem Jeden so feierlich zu Muthe, jetzt durfte kein Lärm sein, die stille Andacht, die der Pfarrer erweckt hatte, durfte durch keinerlei Lärm gestört werden. Und als nach

Ein Uhr der Mond aufging und das Schneegestöber verscheuchte, da leuchtete er auf ein ruhig schlafendes Dorf hernieder, und die schlummernden Herzen waren gesättigt und fühlten sich beseligt.

Zwanzigstes Kapitel.

Es ist Tag.

Das war ein fröhliches Erwachen am andern Morgen, jedes Auge leuchtete hell, und jeder rief mit heiterer Stimme dem andern zu: Guten Tag! Es ist prächtig Wetter! während doch das prächtigste Wetter in der Seele war. Allerdings schien heute auch draußen die Sonne so hell, und die schneebedeckten Berge und Bäume glitzerten im Morgenstrahl; das Beste aber ist doch, daß etwas da ist, was nicht so wandelbar ist, wie das Wetter; ein Kind ist gerettet und Eltern und Großeltern sind glücklich, und da ist eine Hochzeitstafel aufgerichtet, wo nicht gekocht und nicht gebraten wird und keine Teller klappern. Und wie gut und treu hat der Pfarrer Alles ausgelegt, nur schade, schade, daß er fort will, den sollten wir ewig behalten.

In der Dachkammer im Hause des Schilder-David

standen Adam und Martina vor dem Bett des kleinen Joseph, der schlief noch fest, obgleich ein heller Sonnenstrahl, so breit ihn eben das kleine Fensterchen einließ, dem Knaben auf die offene Brust schien. Im Angesicht des Kindes sprach sich ein scharfer Trotz aus, der Kopf war zurückgebeugt und die Lippen waren aufgeworfen und leise geöffnet, die geballte Faust lag neben der rothglühenden Wange.

„Ich will ihn wecken, es ist Zeit," sagte Martina.

„Thu's mir zulieb und laß ihn noch schlafen. Ich bin auch so, wenn ich Schweres durchgemacht habe, da könnte ich drei Tage in Einem Trumm fort schlafen. Wie prächtig sieht doch ein Kind aus im Schlaf! Ich hab' ihn noch nie schlafen gesehen." So sprach Adam und Martina schaute ihn groß an.

Für Adam war nicht Raum in der kleinen Kammer. Er setzte sich auf die Truhe Martina's und bat sie mit einer leisen Stimme, die von einem andern Menschen zu kommen schien, sie möge aus dem Lichte treten, daß er den Joseph auch recht betrachten könne.

„Ich will da sitzen bleiben, bis er aufwacht," schloß er, und Martina wiederholte aber- und abermals, wie Joseph in der vergangenen Nacht immer

gerufen habe: ist noch nicht Tag? Bei diesen Worten drehte sich der Knabe um, schüttelte sich wie abwehrend und schlief weiter. Jetzt beugte sich aber die Mutter über ihn und rief mit heller scherzender Stimme: „Mutter, ist noch nicht Tag? Es ist Tag, Joseph! Wach' auf! Dein Vater ist da!“

Das war ein Blick voll Staunen und Verwunderung, mit dem Joseph jetzt aufschaute, aber er schrie laut weinend, da die Riesengestalt des Vaters sich aufrichtete in der kleinen Dachkammer; er mochte dem Kinde als ungeheuerliche Traumgestalt erscheinen, und wie eine dunkle Wolke trat die Gestalt vor das einfallende Sonnenlicht, es ward dunkel in der Dachkammer. Martina hatte viel Mühe, den Knaben zu beruhigen, Adam mußte die Kammer verlassen, bis er angekleidet war, und in diesen Minuten, da Adam vor der Kammerthür stand und drin die Mutter den Knaben beschwichtigen hörte, ging ihm nochmals sein schweres Schuldbewußtsein auf, aber nur flüchtig; er war der Adam Röttmann, der Alles zwingen konnte; er war schwer zornig auf den Knaben, der ihn nicht liebte, ihm nicht um den Hals fiel; er wollte ihn mit Strenge lehren, daß er ihn lieben und als Vater ehren müsse, und das noch heute.

Als Joseph aus der Kammer kam, sprang er schnell an Adam vorbei, die Treppe hinab.

„Der Bub muß anders gezogen werden, das ist keine Art gegen den Vater," sagte Adam voll Zorn zu Martina. Diese aber erklärte ihm, er solle doch denken, wie lieb ihn das Kind habe, da es ihm in Schnee und Nacht entgegen ging und keine Furcht kannte; jetzt aber sei das Kind noch natürlich scheu und der Vater ihm fremd. Adam solle in Geduld und Güte das Herz des Kindes an sich gewöhnen und nicht glauben, daß sich da etwas zwingen ließe.

„Du hast Recht, hast ganz Recht," sagte Adam und ging die kleine Treppe hinab, so schwer, daß das ganze Häuschen wankte. In der Stube stand Joseph im Schooße des Schilder-David und Adam rief dem Knaben zu: „Du kriegst heute was geschenkt von mir, was möchtest du haben? Sag's nur."

Der Knabe antwortete nicht und schaute den Vater scheuen Blickes mit eingezogenen Brauen an. Er verließ den Großvater, ging aber nicht zum Vater; er betrachtete mit verwundertem Blick den Nagel an der Ofenwand, dort hing jetzt eine eingerahmte Schrift. Schon lange vor Tag hatte der Großvater den Confirmandenspruch der Martina dort wieder

aufgehängt. Eben fiel ein breiter Sonnenstrahl auf den Spruch, der da lautete:

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. Off. Joh. 3, 11.

„Jetzt nur noch Eins," rief der Schilder-David, „ich habe was vergessen. Der Pfarrer hat Recht, es gibt Satzungen, von denen man nicht abweichen darf, und ich hab' etwas festgestellt und das wird ausgeführt. Komm einmal her, Joseph, komm her." Joseph merkte schon, der Ton ist nicht der gute, aber er ging doch zum Großvater, und dieser sagte: „Hast du heute deine neuen Hosen an? Gut, ich will dir was drein geben. Ich hab' fest gesagt, du kriegst deine tüchtige Tracht Schläge, weil du davon gelaufen bist, und jetzt will ich sie dir gleich baar auszahlen." Er langte hinter den Spiegel, holte die Ruthe herab, und Joseph schrie schon im Voraus; Martina wehrte ab und bat, der Großvater solle ihm doch die Strafe schenken; auch Adam bat, aber der Schilder-David sagte: „Diesmal kriegt er sie noch von mir, er hat den Bubenstreich bei mir gemacht, und ich muß ihn bezahlen; was er weiter thut, das ist deine Sach', Adam. Du sollst nicht mehr eigenmächtig davon laufen, Joseph, du sollst dran denken!" Und er

legte ihn über's Knie und gab ihm eine tüchtige Tracht Schläge, dann sagte er, die Ruthe Adam übergebend: „Da, da hast du die Ruthe, von nun an ist's an dir, ihn in Zucht zu halten; ich hab' das Meinige gethan. So, jetzt sind wir fertig." Leise setzte er zu Martina hinzu: „Wenn sie ihn im Dorfe jetzt verhätscheln wollen, wird er dran denken, und das ist gut."

Joseph weinte laut und wollte sich gar nicht wieder beruhigen, als ihm Martina zusprach.

Aber noch in einem andern Hause wurde an diesem heitern Morgen geweint, und zwar im ersten des Dorfes. Im Pfarrhause saß die Magd in der Küche und weinte bitterlich: die schöne fette Gans, die wir heut' haben braten wollen; und sie war gerad so geschickt, weil wir einen so lieben Gast haben; das schöne Thier, das so gut ausgefroren war vor dem Fenster, ist heute Nacht in dem Durcheinander gestohlen worden. Die Menschen müssen ja jetzt an dem Bissen, den sie dem Pfarrer stehlen, ersticken, und wie himmlisch gut hat er ihnen zugeredet und gedankt für das, was sie gethan, und jetzt thun sie ihm das. Heute sollt' er das auch in der Predigt mit vorbringen und ihnen den Text lesen, und wer zuerst hustet, der hat die Gans

gestohlen. Der schlechte Kerl, der Fuchs, der Wolf, der Hund, der Marder, der Rabe, der Alles, der sie gestohlen hat, und die elende Person, die sie braten wird; ich gehe durch's Dorf und rieche überall herum, ich muß meine Gans wieder haben. Wir haben ja nichts zu essen heut' Mittag. . . . So und noch viel mehr unter bitterm Weinen und Schelten und Fluchen klagte die Magd in der Küche, so daß der Pfarrer endlich herauskam und fragte: „Was geht denn vor?“ Es wurde ihm getreulich berichtet, und die Magd zeigte ihm als Wahrzeichen den leeren Haken, an dem die Gans vor dem Fenster gehangen. „Der Haken ist noch da, aber die Gans nicht,“ klagte sie und probirte immer den Haken, wie wenn er gerade geschickt wäre, um den Dieb daran aufzuhängen. Auch Bruder Eduard kam herbei und mußte der Magd den Gefallen thun, den leeren Haken zu besehen. Zu dem Schwager gewendet, sagte der Pfarrer: „Es ist oft so, gerade der schmackhafte letzte Bissen, den man sich wohl aufbewahrt, fällt oft auf den Boden, wenn man ihn schon an der Gabel hat.“

„Und du lachst noch?“ klagte die Pfarrerin gegen ihren Mann, „ja ihr Männer, ihr könnt es nicht wissen, wie schwer es Einem auf dem Lande wird, ein

ordentliches Essen herzurichten, und wie man sich freut, wenn Alles sich macht, und das war wie bestellt, daß mir die Mutter gestern noch Kastanien schickte."

„Ich lache nicht, im Gegentheil, mir ist's auch unangenehm —"

„Ihnen ist es gewiß am meisten leid, daß ein Mensch so schlecht ist zu stehlen. Aus dem Leckerbissen machen Sie sich nichts," fiel Eduard ein.

„Mit nichten. Ich bin so materiell, daß ich sehr gern so ein glitzerndes braunes knusperiges Stück Gänsebraten esse. Und wegen des Diebes? Wenn einem Andern die Gans gestohlen worden wäre, der Dieb wäre da wie da, aber es würde mich doch weniger ärgern als jetzt, da es meiner eigenen Gans an den Kragen ging."

„Den Kragen haben wir noch," beruhigte die Magd. Alles lachte eben da der Briefbote die Treppe heraufkam. Er brachte die Landeszeitung. Der Pfarrer überflog rasch sein Gebiet und richtig — die Stelle im Odenwald, um die er sich beworben hatte, war einem andern, viel jüngern Geistlichen, aber von der neumodischen starren Sorte übergeben worden.

„Da ist auch noch ein Haken," sagte der Pfarrer, reichte seiner Frau das Blatt und deutete auf die

betreffende Stelle. Mit der Zeitung war auch ein Brief vom Oheim Consistorial-Präsidenten angekommen, der die Verleihung der Stelle an einen andern dahin erklärte, daß man unsern Pfarrer in die Hauptstadt ziehen wolle.

„Ich lehne ab, ich bleibe hier," sagte der Pfarrer kurz.

Die Pfarrköchin, die in's Wirthshaus ging, um dort Fleisch als Ersatz des gestohlenen Gänsebratens zu holen, hatte zwei Nachrichten zu verbreiten, die sich gar nicht mit einander vereinen wollten, und die sie immer seltsam unter einander mengte; die gestohlene Gans und das Bleiben des Pfarrers im Dorf.

Die Glocken läuteten in sanften Schwingungen in den hellen Tag hinaus; nicht umsonst nennt man das Geläute am Weihnachtsmorgen „Kindlewiegen." Als der Pfarrer wieder zur Kirche ging, stand das ganze Dorf vorm Pfarrhause bis zur Kirchthür aufgestellt hüben und drüben, und sie grüßten alle den Pfarrer als Zeichen des Dankes für die Freude, daß er nun für immer bei ihnen bleibe. — Während in der Kirche die Orgel tönte, schlich eine verhüllte Gestalt vor der Pfarrküche vorüber, und unversehens lag eine fette Gans auf dem Fensterbrett. War es nun

die gestohlene oder eine andere, war's der Dieb, der die gestohlene wiederbrachte oder ein gutes Herz, das eine andere dafür hinlegte? Man konnte nie klug daraus werden. Die Pfarrköchin behauptete, sie verstehe auch ein Auge zuzudrücken, sie habe die Gestalt nicht erkannt und nicht erkennen wollen. Sie war aber so voll Freude, daß sie bis vor die Thür der Sakristei eilte, um dem Pfarrer zu sagen, er solle nicht von der gestohlenen Gans predigen, sie sei wieder da; sie wagte es indessen doch nicht, in die Sakristei einzutreten, und ging wieder zurück. „Er ist ja auch gescheit genug," sagte sie, „und wird nicht über eine Gans predigen," und darin hatte sie vollkommen Recht.

Der kleine Joseph war mit seinen Eltern, hüben und drüben von ihnen geführt, in die Kirche gegangen; er schaute seltsam auf zu allen Begegnenden, er sagte nichts, aber er drückte dem Vater still die Hand. An der Kirchthür entließen die Eltern das Kind zu seinen Schulgenossen, und sie selber trennten sich in die Männer- und Frauenabtheilung. Aber die zwei gehörten doch jetzt zusammen, wie sie jetzt dasselbe Gebäude einschloß und wie ihre Stimmen zusammen klangen. Der Gesang ging aber heute nicht gut von

Statten, denn es fehlte der beste Sänger, der dem Schulmeister schon oft mit seiner mächtigen Stimme ausgeholfen hatte, es fehlte heut' Häspele, der so heiser war, daß er kein lautes Wort reden konnte. — Als der kleine Joseph bei seinen Kameraden angekommen war, fragten ihn mehrere: „Weißt du, wie du jetzt heißt?“ — „Joseph Röttmann, wie immer.“ — „Nein, Joseph im Schnee, so heißt du jetzt,“ und diesen Namen behielt er bis auf den heutigen Tag.

Am Nachmittag wurde im Wirthshause vielfach auf das Wohl des Pfarrers getrunken und auch auf das Wohl des „Joseph im Schnee,“ und jeder hatte noch ganz besonders zu erzählen, was er diese Nacht vollbracht. Die Schauer waren hundertfältig, wie man nicht wußte, was ein Fels ist und wo es jäh hinab geht. Es war weit mehr Wunder, daß Niemand verunglückt war, als daß der Joseph sich so gerades Wegs durchgefunden hatte. Zu Hause aber saß der Schilder-David in seinem Sonntagsgewand vor seiner großen Bibel und las mit Fingern den Buchstaben folgend da weiter, wo er vorgestern Abend aufgehört hatte. Der Schilder-David lebte das gewöhnliche Leben und las die Bibel immer wieder durch und jetzt hatte sich's wundersam zusammengefügt und zum Besten.

Am Mittag kam ein Bote in das Dorf und berichtete, daß in der Heidenmühle eine Leiche liege.

„Die Röttmännin!“ rief Alles.

„Nein, der Heidenmüller, er ist schon seit gestern Abend todt, man hat es aber erst heute früh gemerkt, er hat sich den Tod angethan, weil er mit dem Speidel-Röttmann um die Wette trinken wollte, und schrecklich ist's gewesen, wie die Röttmännin, die ihn in der Nacht zu ihrem Beistand erwecken wollte, auf ihn hinein fluchte. Sie fluchte über einen Todten hinein.“

Alles schauderte, und gewiß, der Tod des Heidenmüllers wurde sehr bedauert, aber er hätte auch zu einer andern Zeit sterben können. Man sprach jetzt weit weniger von der Rettung des Joseph, als vom Tod des Heidenmüllers.

Niemand erschrak mehr über diesen Todesfall als die Leegart. Es zeigt sich ja, sie kann mehr als andere Menschen; sie kann Einen zu Tode wünschen. Sie hatte ja dem Heidenmüller in alle Gewürze, die er beim Krämer, und in den Wein, den man im Rößle geholt, Gift und Opperment hinein gewünscht. Ein Schauer der Wonne und der Angst zugleich ging durch ihr ganzes Wesen, daß sie mit solcher Wunderkraft ausgestattet war.

Sie wagte es nicht, aus dem Hause zu gehen, Jedermann mußte ihr ansehen, was sie gethan, und sie bereute es aufrichtig, sie hat's nicht Ernst gemeint. Ich werde mich hüten — gelobte sie sich — künftighin so etwas zu thun; ich wünsche der ganzen Welt nur Gutes, meinetwegen auch der Röttmännin. Endlich wagte sie es, zur Martina zu gehen, und sagte ihr heimlich in der Dachkammer: „Ich bitte dich, sorg' mit geschickter Manier dafür, daß keine von den Weibern ausplaudert, was ich gestern dem Heidenmüller gewünscht habe. Die Menschen sind gar abergläubisch, und könnten am Ende glauben, ich kann mehr als andere Menschen, aber ich mag den Namen nicht dafür haben." Leegart war nur halb zufrieden, als ihr Martina betheuerte, daß Niemand daran denke und daß die Welt doch nicht so dumm sei, solche Sachen zu glauben.

Die Leegart dachte bei sich: „Du bist dumm, aber Gottlob, wenn nur ich weiß, was in der Welt ist. Sie erschrak vor jedem Gedanken, den sie über einen Menschen gehabt hat oder noch haben wird. Das ist ja entsetzlich schwer, eine solche Gabe zu haben, daß man Jedermann anthun kann, was man will.

Als die Frauen zu Besuch kamen, betheuerte

die Leegart fortwährend: „Ich mein' es mit der ganzen Welt gut, besser als ich meint es kein Mensch. Ich wünsche Jedermann, Jedem, ich nehme keinen aus, nur Gutes."

Man verstand nicht, was die Leegart wollte, aber man stimmte ihr bei: „Ja wohl, du bist immer gut gewesen."

„Und wißt ihr, was ich sage?" rief die Leegart mit glänzenden Augen, „ich sage weiter nichts als: das Pfarrhaus und des Heidenmüllers Toni. Denket daran, daß ich's gesagt habe; ich sage weiter nichts."

Bald nach der Todesnachricht war der Pfarrer und die Pfarrerin unter Begleitung Eduards nach der Heidenmühle gefahren und das war gut, denn Toni wollte fast vergehen vor Jammer und Wehe, sie hatte seit gestern so Entsetzliches durchgelebt und sie klagte sich schwer an, daß sie in der Fürsorge für Andere den Vater vergessen habe. Toni begrüßte die Pfarrerin wie einen rettenden Engel und sie ward erst beruhigter, als die Pfarrerin versprach, bei ihr zu bleiben.

Eduard bat, man möge ihm doch auch etwas zu thun geben. Toni sah ihn groß an und schmiegte sich an die Pfarrerin.

Die nun so schnell zur Wittwe gewordene Heidenmüllerin klagte und heulte entsetzlich, und wenn der Pfarrer ihr zuredete, hörte sie ihn kaum an, sie starrte nur immer auf Toni, wie wenn sie diese mit ihrem Blicke vergiften wollte. Die Gemarterte ist jetzt frei, und ihre Peinigerin muß als Bettlerin aus dem Hause ziehen.

Man mag sich dagegen sträuben wie man will, die Leegart hat doch etwas gewußt.

Von Neujahr an wohnte des Heidenmüllers Toni im Pfarrhause, und sie blieb dort während des ganzen Trauerjahres. Allmählig lebte sie wieder auf aus ihrem tiefen Kummer und sah so schön aus wie ehedem, nur viel feiner.

Im Hochsommer wurde auf der Heidenmühle neu gebaut, Eduard kam mehrmals zu Besuch, und nie war er da, ohne auch nach der Heidenmühle zu schauen und nach Allem, was dort gerüstet und geordnet wurde.

Die Leegart nähte viel im Pfarrhause und hätte viel erzählen können, wie schön und herrlich es war, wie die Pfarrerin und die Toni mit einander lebten und wie sich diese von der Pfarrerin in Allem unterweisen ließ. Aber die Leegart hatte sich vorgenommen, nicht mehr viel zu sprechen; nur bei der jungen

Röttmännin auf Röttmannshof, der jetzt grün angestrichen ist, schüttete sie ihr Herz aus. Nirgends war Leegart besser daheim als auf Röttmannshof, und sie sagte oft: Lustigeres kann man doch gar nicht sehen, als wie der starke breite Adam sein kleines Töchterchen auf dem Arm herumträgt und mit ihm spielt. Man hätte es gar nicht geglaubt, daß er so geschickt und handlich sein kann. Martina dachte lachend an die Zeit, da Adam das Herumtragen einmal gelernt hatte, dort unter der breiten Buche.

Als Leegart dem Töchterchen das erste Jahrkleid gemacht hatte und zwar ein sehr schönes grellrothes, war Adam ganz glückselig, da er das Kind herumtrug und es lehrte, wenn man es fragte: „Wo ist dein schönes Kleid?" daß es den Zipfel desselben aufhob und sein schönes Kleid zeigte.

Nun war Leegart wieder voll Verwunderung und Lob, und Martina konnte sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Er sagt oft: ich hab' an meinem Joseph diese erste Kinderzeit versäumt; ich bring's jetzt ein. Es gibt ja nichts Glückseligeres."

Die wilde Röttmännin war schon lang nicht mehr da. Sie hatte es nicht bekennen wollen, aber es ging ihr doch nach, daß sie so entsetzlich auf den

todten Heidenmüller hineingeflucht hatte. Vor der Welt spielte sie noch die Starke. Sie ließ sich einen Advokaten kommen, er mußte eine Schrift aufsetzen an das Consistorium, daß die Ehe von Martina und Adam für null und nichtig erklärt werde; sie erlebte das Ende des Processes nicht, sie starb, bevor der Schnee völlig geschmolzen war, durch den Joseph seinem Vater entgegen gegangen war. — —

Wenn jetzt der Pfarrer auf der Kanzel steht, hat er vor sich in der ersten Reihe zwei tapfere Männer, die die besten Freunde geworden sind, es ist Adam Röttmann und der junge Heidenmüller, der Schwager Eduard, der Toni geheirathet hat.

Joseph im Schnee ist im Winter im Dorf beim Schilder-David, um der Schule nahe zu sein; er ist ein starker, wohlbegabter Knabe.

Häspele behauptet immer: aus dem Knaben, der so Außerordentliches erlebt und so Außerordentliches bewirkt, muß auch ein ungewöhnlicher Mensch werden.

Die Leegart aber erwidert beständig: nur nicht prophezeien! Man ladet sich eine schwere Verantwortung auf. Sie weiß, was aus dem Joseph im Schnee wird, sie sagt es aber nicht.

Inhalt.

Inhalt.

Auerbach, Berthold,

Joseph im Schnee eine Erzählung

Stuttgart 1860